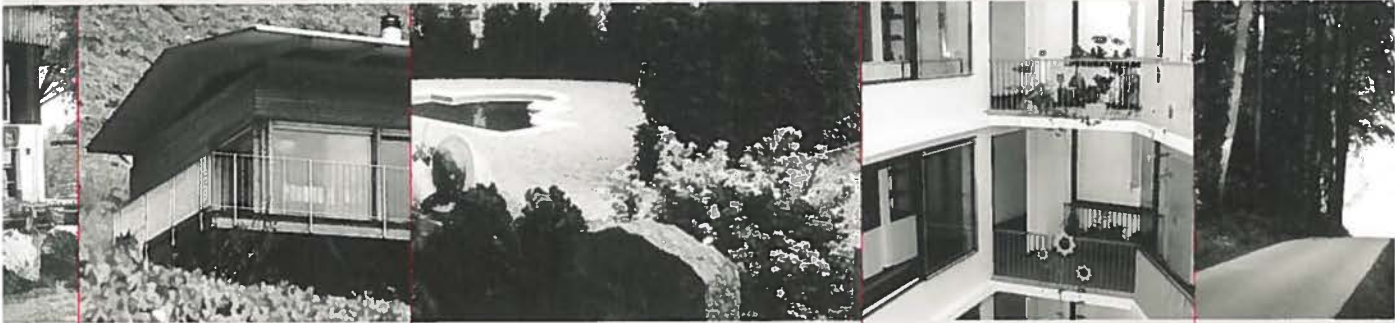


Aufspüren, sichtbar machen, vermitteln

Visionen entwickeln, andere Blickpunkte kennenlernen. Die Region als Lebensraum entdecken. Zwölf Markierungen, in monatlichem Intervall gesetzt, haben auf Orte, Räume, Objekte, Strukturen, Aktivitäten und engagierte Menschen aufmerksam gemacht. Ihr Ziel: Einerseits einer breiten Öffentlichkeit die Vielfalt und Qualität unseres Lebensraumes aufzuzeigen, andererseits Begegnungen und Gespräche zu ermöglichen.



MARKIERUNG 7

MARKIERUNG 8

MARKIERUNG 9

MARKIERUNG 10

MARKIERUNG 11

MARKIERUNG 12

ARCHITEKTUR FORUM

OBERSEE

Aufspüren, was für unseren Lebensraum von Bedeutung ist, sichtbar machen durch Setzen von Markierungen, vermitteln über Medien:

Das Architektur Forum Obersee hat 1998/99 eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel «Markierungen I Lebensraum Obersee» durchgeführt. Jeweils am 13. eines Monats hat ein überdimensionierter roter Nagel an einem Ort unserer Region etwas «markiert». Ziel war es, sich mit dem Lebensraum in seiner Vielfalt auseinanderzusetzen, ihn unter anderen Blickwinkeln kennenzulernen, Besonderheiten zu erspüren, die aufgrund ihrer Qualitäten zu einer lebenswerten Umgebung beitragen. Parallel zu den zwölf Veranstaltungen verfassten wir monatlich – exklusiv für die Linth Zeitung – eine Kolumne unter dem Titel «Lebensraum Obersee».

Vorträge, musikalische Einlagen und Apéros umrahmten die als öffentliche Anlässe arrangierten zwölf Markierungen und ermöglichten spontane Begegnungen und Gespräche.



LEBENSRAUM OBERSEE

MARKIERUNGEN

Was sind Markierungen?

Exkurs: «Jahre sind nichts als lange Markierungen» 4

Markierungen im Lebensraum Obersee 5**Markierungen 1 bis 12**

MARKIERUNG 1 Flachdach als Lebensraum
Wehranlage Kapuzinerkloster Rapperswil
13. März 1998 7

MARKIERUNG 2 Der Skulpturengarten Kapelle in Benken
14. April 1998 15

MARKIERUNG 3 AMRA Druckfarbenfabrik A. Müller AG
in Jona, 13. Mai 1998 21

MARKIERUNG 4 Möbelfabrik Linth in Kaltbrunn
13. Juni 1998 25

MARKIERUNG 5 Öffentlicher Verkehr im Linthgebiet:
Bahnhof Schänis, 13. Juli 1998 31

MARKIERUNG 6 Verein Kulturtreff Rotfarb in Uznach
13. August 1998 37

MARKIERUNG 7 Atelierhaus für einen Möbelschreiner
in Hintergoldingen, 13. September 1998 43

MARKIERUNG 8 Friedhof der evangelisch-reformierten
Kirche in Rapperswil, 13. Oktober 1998 51

MARKIERUNG 9 Pension Mürtschen in Eschenbach
13. November 1998 57

MARKIERUNG 10 Begegnung mit alt Stadtförster Anton Schlumpf
13. Dezember 1998 63

MARKIERUNG 11 Landschaft am Obersee:
Stille. Raum. Zeichen. 13. Januar 1999 71

Aussagen von Persönlichkeiten der Region 72

MARKIERUNG 12 Zeughausareal Rapperswil:
Eine Chance für die Stadtentwicklung
13. Februar 1999 79

Lebensraum Obersee: Gedanken aus dem Architektur Forum 88

Schluss-Markierung 94

Impressum und Dank 95

Was sind Markierungen?

Ursprünglich bedeutet **markieren** «kennzeichnen; bezeichnen», auch übertragen im Sinne von «vortäuschen». Im 17./18. Jh. aus gleichbed. frz. marquer («mit einer Marke, einem Zeichen versehen») entlehnt. Abl.: **Markierung**; markant «bezeichnend, ausgeprägt, auffallend»¹

«Jahre sind nichts als lange Markierungen»

Eine Uhr nennt die Zeit, indem ihr Zeiger auf einen Punkt einer Geraden weist. Um diesen Punkt benennen zu können, wurde die Gerade zuvor geeicht, d. h. zwei voneinander verschiedene Punkte wurden willkürlich als «null Uhr» und als «ein Uhr» benannt – die Eintragung der weiteren Markierungen in dieser Skala ergibt sich daraus von selbst. Es ist bloss eine Vereinfachung, wenn in den meisten Uhren diese Gerade auf einen Kreis mit zwölf Markierungen «aufgerollt» wird; das geometrische Bild bleibt bestehen. Auch ein Kalender ist in diesem Sinne nichts anderes als eine etwas anders skalierte Uhr: in ihm sind die Tage die als kurze und die Jahre die als lange Markierungen eingetragenen Einheiten.

Gebündelte Energie zerfließt. Eine aufgezogene mechanische Uhr ist zum Beispiel ein Stück konzentrierter Energie, aber mit der Zeit entspannt sich die Feder, und die in sie gesteckte Energie wird in diffuse Wärmeenergie der Umgebung verwandelt. Der Rhythmus von Gestirnen und von Pendeln währt nur eine gewisse Dauer, wie auch dem Rhythmus unseres eigenen Pulsschlags nur eine kurze Weile gegönnt ist.

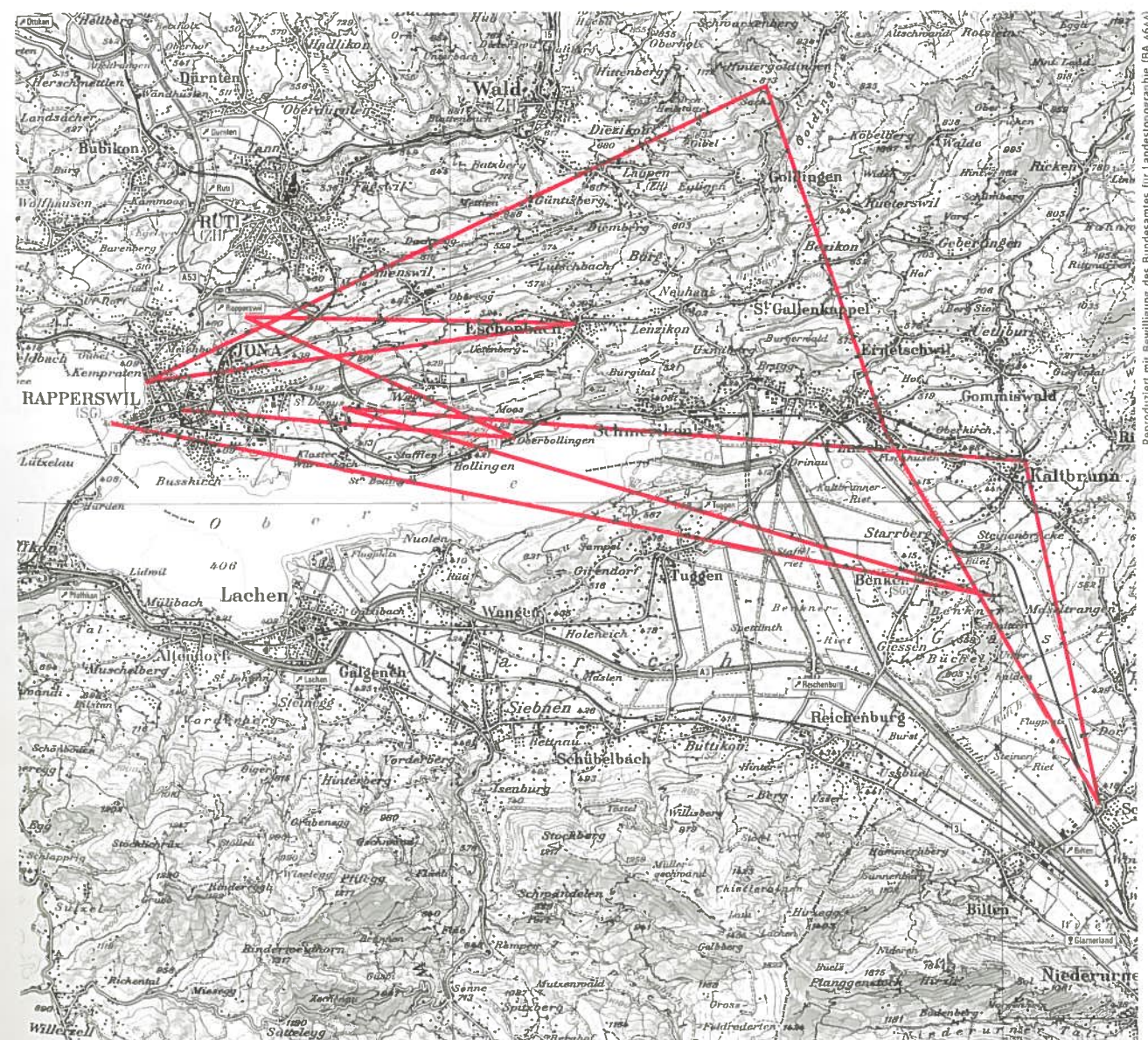
Im Zählen erfahren wir, dass Zahlen nicht so einfach verfügbar sind, wie es das zu simple Bild der geradlinigen Skala mit den eingetragenen Markierungen nahelegt. Mit der Nennung einer Zahl verbinden wir geistig die Gesamtheit aller Zahlen, die ihr vorangingen, und wir wissen, dass auch die eben genannte Zahl, selbst wenn es sich um 1999 handelt, nie die letzte ist.²

- 1 Duden 7, Das Herkunftswörterbuch, Bibl. Inst. Mannheim, 1963
- 2 Rudolf Taschner, Prof. am Inst. für Analysis und Techn. Mathematik der TU Wien, Juli 1999
<http://www.derstandard.at/arc>
- 3 eugen gomringer: konstellationen ideogramme stundenbuch philipp reclam jun. stuttgart 1983

Markierungen im Lebensraum Obersee

Zwölf Markierungen durchkreuzen den Lebensraum Obersee, kennzeichnen Orte, Objekte, Aktivitäten – machen auf Sehenswertes, Spannendes und interessante Menschen aufmerksam. Jede Markierung setzt einen Akzent und vermittelt neue Blickpunkte. Punktpaare bilden Peillinien. Zwischen den Markierungen entsteht ein thematisch vernetzter, durch Vielfalt geprägter Raum.

- der linie folgen
- im raum bleiben
- die linie verlassen
- im raum bleiben
- verlassen im raum
- der linie folgen
- den raum verlassen
- der linie folgen
- die linie verlassen
- den punkt finden³



Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie (BA 464)



Flachdach als

FLACHDACH ALS LEBENSRAUM:
WEHRANLAGE KAPUZINERKLOSTER RAPPERSWIL

Lebensraum

Wehranlage

Kapuzinerkloster

Rapperswil

MARKIERUNG 1

Die flache Überdachung zwischen den Gängen der kleinen Wehranlage, am Zipfel des Kapuzinerklosters, dient dem Schutz von Gerätschaften, Holz und Gartenmaterial. Als reines Kiesdach angelegt, hat sich die karge Fläche in den vergangenen 30 Jahren, ohne Zutun der Menschen, als einzigartiger Lebensraum für Pflanzen und Tiere entwickelt. Durch die Kraft und Geduld der Natur, aber auch durch das Gewährenlassen der Kapuziner, ist dieser Mikrokosmos entstanden.

Der Blick durch die Schiessscharten des Wehrganges ist auf den Spiegel des Zürichsees gerichtet. Dreht man sich um 180 Grad, hat man, auf Brusthöhe, eine fantastische «hochalpine Landschaft» vor sich: Sand und Steine, verschiedene Moose, Gräser, Blumen, Käfer, Ameisen...

Das begrünte Flachdach «Zu den vielen positiven Errungenschaften des neuen Bauens zähle ich das Flachdach. Es entsprang der Idee, wertvolles Terrain, das durch einen Neubau verloren geht, an anderer Stelle, nämlich auf dem Dach, wieder zurückgewinnen zu können. Hier könnte man den Leuten einen herrlichen Garten machen». LUIGI SNOZZI, ARCHITEKT, «DU» 11/1989
Lebensgefühl An keinem Ort des Hauses stellt sich das Gefühl von Freiheit stärker ein wie auf dem Dachgarten: dem Licht ausgesetzt, unter freiem Himmel, abgehoben, ohne vis-à-vis und fremde Einblicke.

Ökologischer Ausgleich Der durch den Bau beanspruchte Boden kann durch ein begrüntes Dach teilweise ersetzt werden. Dieses speichert das Regenwasser und vermindert die abfliessenden Niederschläge. Begrünte Dächer sind wertvolle Lebensräume für viele Pflanzen- und Tierarten.

SCHRIFTENREIHE «UMWELT», NR. 216 (BUWAL)

Das Flachdach lebt

**Mitglieder des Architektur
Forums Obersee
retten das begrünte Dach
in der Wehranlage
des Kapuzinerklosters
Rapperswil**

Der Start zur Veranstaltungsreihe «Markierungen» erfolgte im Kapuzinerkloster Rapperswil mit dem Thema: Die besonderen Qualitäten des flachen, begrünten Daches. Zwischen den Wehrgängen, auf dem Flachdach des Geräteschuppens, hatte sich während der vergangenen 30 Jahre ein einzigartiger Lebensraum von Pflanzen und Tieren herausgebildet. Dieser war akut bedroht, wie sich an der Veranstaltung herausstellte. Die Ortsgemeinde als Eigentümerin des Klosters sah sich nämlich gezwungen, das Dach zu sanieren, nachdem es immerhin während 30 Jahren dem Wetter getrotzt hatte. Üblicherweise werden bei einer Sanierung die Schutzschichten und damit auch die Pflanzen «entsorgt». Das Architektur Forum wollte eine Alternative zeigen und organisierte, zusammen mit dem Ökologen Thomas Winter, spontan eine Rettungsaktion.

Im Oktober 1998 war es soweit. Mitglieder des Architektur Forums trugen die Kiesschicht samt Pflanzen und Tieren stückweise ab. In mehreren hundert Fruchtekisten wurde die Landschaft im Klostersgarten zwischengelagert. Darauf konnte die Flachdachfirma die Blecheinfassungen und die Dachhaut erneuern. Ende Oktober wurden die Moose, Gräser und Käfer zusammen mit den Kisten wieder zurück auf das Flachdach gezügelt. Gesamthaft waren es mehrere Tonnen Material, die von Hand verschoben wurden. Die Aktionen wurden jeweils mit einem üppigen Znüni im Kloster belohnt.

Seit einem Jahr liegt die «Landschaft» mit den Fruchtekistchen wieder an ihrem angestammten Platz auf dem Dach. Zur Zeit kann man noch Aufschriften wie «Frutta Romagna» und «la marianne d'oro» zwischen Moosen und Kies lesen. Die importierte «Italianita» wird jedoch vergänglich sein. Die geretteten Organismen werden nach und nach die Kistchen zerfressen und zu Humus verarbeiten. Die Welt auf dem Dach wird damit in einigen Jahren wieder eine echte, einheimische Landschaft am Zürichsee sein.

Die ökologische Bedeutung schildert der Umweltspezialist Thomas Winter wie folgt: Das Flachdach kann bei korrekter Bauweise nicht nur wärmedämmend wirken, es ersetzt auch einen Teil des durch den Wohnungs- und Strassenbau versiegelten Bodens mit neuem Grün und trägt so viel zur Reinigung des Grundwassers bei. Je mehr Boden verbaut wird, desto wichtiger wird es, mit Flachdächern für Bodenersatz zu sorgen, damit das Regenwasser gespeichert werden kann.

Korrekt gebaut – am besten mit einer Unterlage aus rezyklierten Ziegelsteinen oder rezykliertem Kunststoff – trägt ein begrüntes Flachdach nicht nur zur Steigerung der Lebensqualität bei, es unterstützt auch den Wasserhaushalt und bietet längerfristig die einzige Chance, trotz Übernutzung des Bodens, die Grundwasserversorgung zu gewährleisten.

Da unser Regenwasser – beispielsweise durch eine erschreckend hohe Konzentration von Cadmium – zunehmend vergiftet ist, ist ein Flachdach dank dem wasserreinigenden Effekt der Pflanzen und seiner Speicherwirkung auch eine Art ökologische Sondermülldeponie, die hochgiftige Schwermetalle zumindest bindet und dafür sorgt, dass sie nicht wieder in den Wasserkreislauf gelangen.

Neben seiner ökologischen Aufgabe hat das Flachdach aber auch ganz besondere architektonische Qualitäten. **MARTIN EICHER**



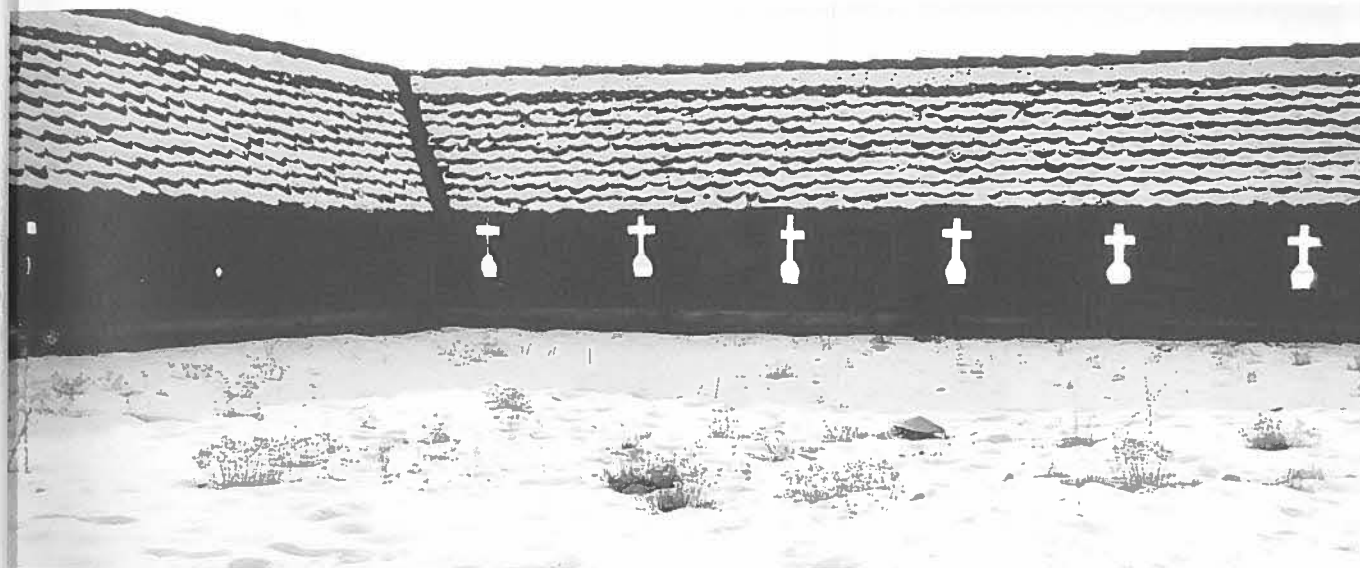


1

- 1 Wandzeichnung am Wehrgang
- 2 Die Kapuzinerschanz am Westzipfel der Stadt, mit der kleinen Wehranlage – erbaut 1662
- 3 Flachdach als Lebensraum – ein Mikrokosmos, bestehend aus Moos, verschiedensten Pflanzenfamilien und einer reichen Kleintierwelt. Im Hintergrund der überdachte Wehrgang mit Schlüsselscharten



2



3



Am 17. Oktober 1998 wurde unter Anleitung des Ökologen Thomas Winter zur Sanierung des Daches eine Vegetationsschicht von etwa 110 m² abgeschält und in hunderte von Fruchtekistchen im Klostergarten zwischengelagert. Zwei Wochen später, nach erfolgter Erneuerung des Flachdachbelages, wurde die Landschaft wieder auf das Dach gezügel. Eingebettet in den Kreislauf der Natur werden die Kistchen nach und nach verrotten. Ein einzigartiger Lebensraum – an einem besonderen Ort – konnte erhalten werden.



Der Skulpturen- garten Kapelle in Benken

DER SKULPTURENGARTEN KAPELLE IN BENKEN

MARKIERUNG 2

Im Weiler Gsäss, unterhalb des bekannten Wallfahrtortes Maria Bildstein, werden auf einem kleinen Wiesenfleck Kunstwerke bedeutender Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland präsentiert. Seit 1991 genossen Jean Mauboulès, Henri Presset, Nancy Stenson, Peter Hächler, Gottfried Honegger, Josef Staub und Gillian White hier Gastrecht. Hier wird eine Idee auf eindrückliche Art umgesetzt: zeitgenössische Kunst an einem traditionsreichen, ländlichen Ort zu präsentieren. Konfrontation von «Städtischem» mit «Ländlichem», «Modernem» mit «Altbewährtem», «Exzentrischem» mit «Bodenständigem». Hier wird Kunst neu erlebt: auf der einen Seite der gewaltige Einfluss markanter Bergketten – auf der anderen Seite die weiche, liebliche Landschaft der Linthebene.

Vorstellungen realisiert Weil «... ein geistig vitales Gemeinwesen sowohl auf die Berechenbarkeit des Bewährten als auch auf die Herausforderung des Neuen setzen sollte», realisierten der Benkner Kunstfreund und Rechtsanwalt Dr. Bruno Glaus zusammen mit Sonja Gerster Meier ihre grosse Vision von Kunstvermittlung. Die Ausstrahlung des Skulpturengartens Kapelle beweist auch, dass in Benken bereits Arbeiten verschiedener Aussteller für den öffentlichen Raum erworben wurden.

Kunst und Landschaft Die erhöhte Lage, Berge, Wiesen, Bäume, der Gasthof «Kapelle» mit seiner «Platanen-Gartenbeiz», schaffen für die ausgestellten Kunstwerke neue Dimensionen. Es erfordert vom Betrachter neue Seh- und Denkweisen. Kunst kann neu erfüllt werden. Hier kommt Kunst ganz schnell auf den Prüfstand. Hier bewahrt das Kunstwerk seine «Eigengesetzlichkeit», es steht in seltener Art klar im Dialog mit Landschaft, Mensch und Bauten.

Sich mit Kunst auseinanderzusetzen, wirkt gegen Ohnmacht, wirkt gegen Resignation – ermöglicht, Träume zu erleben.

Freude am Fremden

Kultur sei die Auseinandersetzung mit dem Fremden, schrieb der Ethnologe Mario Erdheim. Freude am Fremden als Nährboden heimatlicher Geborgenheit?

Die Qualität jedes Gemeinwesens liegt in der gesunden Mischung von Altbewährtem und Unvertrautem. Nur auf Vertrautes zu bauen, hiesse Verlust an Lebenstüchtigkeit, denn der überlebensnotwendige Sauerstoff für Geist und Erneuerungskraft des Menschen ist das Neue, das Unvertraute. Dieses Andere – oft als Fremdes empfunden – zieht uns bisweilen in Bann, bisweilen weckt es Aggressionen. Wir reisen in fremde Länder, essen exotisch und holen die ganze Welt über Internet in unsere Stuben. Doch dem Fremden vor der Haustür und den Fremden über der Strasse stehen wir sprachlos skeptisch bis ablehnend gegenüber. Was würde jedoch geschehen, wenn wir nicht mehr über Fremdes herziehen könnten? Unsere Gesellschaft ersticke im Starrsinn. Wir fänden unsere Identität nicht mehr.

Im Ästhetischen ist uns nichts so fremd wie die moderne Kunst. Sie hat mit allen Traditionen des «Wahren, Schönen und Guten» gebrochen, und wir stossen auf ein Paradoxon: Bestimmten Objekten kommt in der Kunstszene eine Funktion als Kunst zu, obwohl wir nicht mehr ausmachen können, worin sie besteht. Das Kunstsystem ist selbstreferenziell geworden: Das System Kunst definiert sich selbst.

Vor diesem Horizont haben in den neunziger Jahren einige Kunstfreunde, mitgerissen vom harten Kern (Sonja Gerster Meier und dem Schreibenden) vor dem Landgasthof «Kapelle» in Benken SG auf einer kleinen, hübschen Wiese Werke grosser Bildhauerinnen und Bildhauer ausgestellt: Jean Mauboulès geschwungene

Rostschweife zwischen vierzehnter und fünfzehnter Station am alten Pilgerweg (1991), Henri Pressets Figuren neben dem plätschenden Brunnen (1992), Nancy Steinsons «Windkathedrale» vor holzverkleideten Tätschhäusern (1993), Peter Hächlers Tatzelwürmer und Rhomben in der Blumenwiese (1994), Gottfried Honegger mit Kühen im Hintergrund (1995), Josef Staubs Spinne in Chromstahl leuchtend (1996), Gillian White's monumentale «as you like it» auf Zwischenhalt in Benken bis zur Bleibe in Lachen (1997) und Ursus A. Winigers «Raumzeichen auf Achse» (1998).

Raumzeichen durch die vier Jahreszeiten, fotografisch dokumentiert, viele Fotos wiederum Kunstwerke. Ein Stück selbstgeschaffene Heimat, Urbanität auf dem Land, ein Stück Welt auf einem Dorfflecken. Die Nachbarn wurden gefordert, manchmal vielleicht überfordert.

Legendär waren die Vernissagen!

Anerkennung fanden wir bei Kunstfreunden über das Dorf hinaus. Die Ausstellungsserie wurde 1998 vom Architekturforum Obersee mit dem roten Nagel ausgezeichnet.

Als die Idee geboren wurde, war von Langeweile, von der Monotonie und vom Eintopf im Dorf die Rede. Wer einmal weg war, weiss, wie schwer die dauerhafte Rückkehr fällt. Das Städtische fehlt. Das Ländliche, nach dem man sich über Jahre gesehnt hat, entpuppt sich als mentalbäuerliche Enge. Wo Menschen längst keine Bauern und Bauern nur noch Staatsbesoldete sind, suchen Menschen die aquarellverklärte Heimat.



Kunst ist ein Medium der Versöhnung

Man fühlt Geborgenheit, und gleichzeitig stürzt man in der eigenen Heimat in die Heimatlosigkeit ab. Davon sprachen wir, als die Idee zum Skulpturengarten entstand. Dagegen wollten wir antreten. Die Kunst im Dorf war der Weg zur Kontaktnahme mit einer fremd gewordenen, heimatlichen Welt. Kunst besänftigt. Kunst schafft Gegenwelten. Kunst macht süchtig.

Als wir – Ende der 90er Jahre – vom Ende sprachen, lud uns die Gemeinde Benken ein, Vision 2000 zu gestalten; zum Jahrtausendwechsel eine Kunstaussstellung im ganzen Dorf mit dem Motto «Freude am Fremden». Da, wo Kunst hingehört, wo sich Menschen bewegen und sich Menschen begegnen. Die Künstlerinnen und Künstler sind begeistert, bieten Unterstützung an, nehmen Augenschein vor Ort. «Im Aussenraum ist es wichtig, eine Einbindung der Arbeit mit dem Ausstellungsort zu finden. Um diesen Dialog herzustellen, ist eine Besichtigung des Ausstellungsgeländes für mich bei einer möglichen Teilnahme eine wichtige Voraussetzung», schreibt der St. Galler Künstler Urs Fritz.

Vision Benken 2000 – unser letzter Versuch, moderne Kunst im ländlichen Milieu zum festen Bestandteil des kulturellen Lebens zu machen?

BRUNO GLAUS



Herz und Geist

3. Februar 1977. Stiftskirche Saint Ursanne. Der Verfassungsrat verabschiedet die 1. Verfassung von Republik und Kanton Jura. Der Dichter, Denker, Politiker und Generalsekretär des Rassemblement Jurassien, Roland Beguelin, tritt vor seine Kolleginnen und Kollegen und spricht einen Satz, der in der geschäftstüchtigen Schweiz besonders aus dem Rahmen fällt: **«Ein Volk kann nur durch den Geist gross sein.»**

Obwohl in einem durch und durch pragmatischen Land lebend, das die Intellektuellen nicht ernst nimmt und sie entweder als tückisch oder als Schöngelster empfindet, glaubt Roland Beguelin an die Macht der Idee: **Nur Utopisten verändern die Welt. Die andern ziehen ihren Nutzen daraus.**

Leider hat unser Land – meine Heimat – den Verzicht auf Visionen und Utopien zur Staatsugend erhoben und leidet unter dieser Kurzsichtigkeit. Kunst und Kultur rangiert unter «ferner liefen» und die eidgenössische Wertordnung strotzt auch nicht von Ideen und Phantasien: An erster Stelle die Wirtschaft, an zweiter Stelle die Ökonomie und auch an dritter Stelle wieder die Wirtschaft, an vierter Stelle vielleicht die Politik, wobei System und Auslese dafür sorgen, dass meist schwache Kollegien mehr verwalten als wirklich regieren. Die meisten Manager und Unternehmer sind mit ihren Wirtschaftsproblemen vollauf beschäftigt. Arbeit an neuen Ideen tut Not. Aber woher sollen die neuen Ideen und Anregungen kommen, wenn nicht von denen, die als Künstler, als Schöpfer um Sinn, Sinne und Unsinn ringen. Schon 1955 erkannte der erfolgreiche Wirtschaftsführer und Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler: **Der Phantast ist der wahre Realist.**

Realität ist: Kultur ohne Geld geht nicht. Geld ohne Kultur noch viel weniger. Aber Kultur und Geld, das geht. Ich glaube an die Kultur. Ich weiss, dass sie stärker ist als das Geld. Das Geld ist am stärkeren Hebel, aber Kultur hat den längeren Atem. Kein Staat, kein Gemeinwesen, kein Unternehmen in dem an Weiterexistenz geglaubt wird, kann es sich leisten, die schöpferischen Kräfte auszugrenzen. Kräfte, die viel mehr bringen als sie bekommen.

Kultur ist die Gesamtform, in der ein Volk lebt, von der Geburt bis zum Grab, vom Morgen in die Nacht und selbst im Schlaf. Kultur ist alles, was wir der Wildnis entrissen, kultiviert, bebaut, gehegt und gepflegt haben. Kultur ist Kampf, Kultur ist Kampf gegen Barbarei, Kultur ist Kampf zwischen alter und

neuer Kultur, Kampf zwischen einer totgelaufenen Avantgarde und einer Populärkultur, die mit längst überkommenen Harmonien die Masse in den Schlaf flimmert.

Die vielleicht extremste Form des kulturellen Kampfes ist die Kunst. Kunst ist der Zusammenstoss mit der Kultur, nämlich der riskante Versuch, in die Wildnis zurückzukehren, in die Wildnis von Erfahrung, in die Wildnis der eigenen Seele, ins Fremde, ins Ausgesonderte, an die Grenze des Universums und ins Innere der Dinge. Vielleicht lebt die Kultur von diesem Widerspruch. Kultur kultiviert die Welt, und die Kunst, in der sich eine Kultur am deutlichsten ausdrückt, zeigt, dass die Wildnis lebt.

Will Kunst Wirkung haben, muss man mit ihr leben, sie im Alltag erleben.

Kunst setzt Markierungen. Kunst ist Markierung. Markierungen markieren auch Experimente, Utopien und Träume.

In einer ganz auf Nützlichkeit ausgerichteten Welt etwas sogenannt «Nutzloses» zu produzieren, ist die grossartige Utopie der Kunst. Wenn der Künstler wichtig ist, so nicht deshalb, weil er auf einer einsamen Insel lebt, sondern weil er mitten in der Gesellschaft die Alternative repräsentiert, dieser Bruchteil der Gesellschaft, der nicht an den unvermeidbaren Charakter der ökonomischen Autorität glaubt.

Die Existenz des Künstlers lässt sich auch nur dadurch bestätigen, dass Kunst nicht nur gefühlt, sondern gemacht wird. In der existentiellen Auseinandersetzung, im Widerstreit der Meinungen. Täglich neu gemacht. Im Willen, als Künstler dazusein um weiter zu wirken.

Kunst und Künstler brauchen Menschen, die ihnen den gebührenden Platz geben. Die für die Kunst einen Platz suchen. Die Kunst auch plazieren – in der Landschaft, im privaten und öffentlichen Raum. Sonja Gerster Meier und Dr. Bruno Glaus als Initianten und Betreuer des Skulpturengartens Benken SG lieben Kunst und Künstler. Sie erkennen auch, dass sie nicht Gebende sind, sondern auch Nehmende. Sie haben auch das Gespür, dass ohne Herzblut nichts läuft. Kunst ohne Herzblut bewegt nichts. Künstler ohne Herzblut bewegen nicht. Kunstfreunde ohne Herzblut bewegen nichts. Sonja und Bruno investieren viel Herzblut – und bewegen etwas.

**URSUS A. WINIGER, BILDENDER KÜNSTLER
IAA AIAP UND KULTURRAT DES KANTONS ST. GALLEN**

In meinen Gedankengängen wurde ich unterstützt vom Kulturvermittler Urs Frauchiger, vom Künstler Gottfried Honegger, vom Schriftsteller Thomas Hürlimann, vom Philosophen Hans Saner, vom Publizisten Roger de Weck und vom Fernsehschaffenden Peter Züllig.





AMRA

AMRA DRUCKFARBENFABRIK A. MÜLLER AG IN JONA

Druckfarbenfabrik A. Müller in Jona

MARKIERUNG 3

Die Druckfarbenfabrik AMRA, 1933 von Arthur Müller in Rapperswil gegründet, ist seit 1974 im Joner Industrie- und Gewerbequartier Buech-St. Dionys ansässig. AMRA-Druckfarben sind im grafischen Gewerbe ein Qualitätsbegriff.

Ästhetische Ökonomie Der Qualitätsanspruch gilt auch für das Bauwerk als Beispiel einer Industriearchitektur, die mit ökonomischem Einsatz der Mittel eine überzeugende Ästhetik vermittelt – eine ästhetische Ökonomie sozusagen: eine auf Einfachste reduzierte Baukörpergeometrie, subtil proportionierte und gekonnt gesetzte Öffnungen sowie eine auf wenige Materialien beschränkte, fein gestaltete Oberfläche.

Wieviele Farben gibt es? Druckfarbe als solche wird kaum wahrgenommen, und doch ist sie immer da: alle gedruckten Bilder, Texte, Zeitungen, Magazine, Bücher und Verpackungen sind Druckfarbe auf einem Träger. Druckfarben müssen vielen, ganz genauen Anforderungen genügen und sind eigentlich Präzisionspasten für den Druck. Mehr als 3000 Rezepturen sind bei AMRA gespeichert, die 500 meistgefragten sind abrufbereit an Lager. Manchmal müssen innert Stunden Farben hergestellt und geliefert werden.

Überhaupt sind Farben ein wesentlicher Teil unserer visuellen Orientierung (und Freude) in dieser Welt. Das menschliche Auge kann mehrere Millionen Farbnuancen unterscheiden. Die Naturwissenschaften können Interessantes über Farben erzählen, und die Farbenmacher müssen über vielfältige Kenntnisse verfügen. Das spürt man auch, wenn man diese Farbenfabrik betritt, welche schon seit 1933 Druckfarben herstellt. Neue ökologische Erkenntnisse werden laufend eingebaut, und die Unternehmenskultur ist so, dass sich die Mitarbeiter gerne daran beteiligen.

So ist die gute Architektur der AMRA nicht nur ein äusseres Merkmal – sie wirkt auch nach innen. Auch dafür darf der grosse rote Nagel stehen.

Farbe als Information

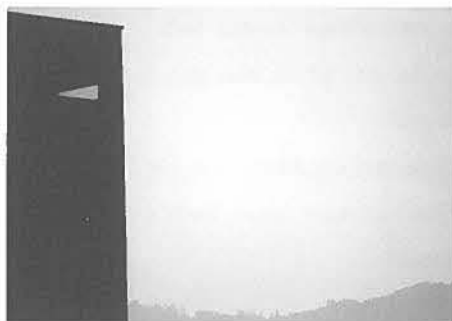
Der 63-jährige Hans Hügi lebt und arbeitet in Hombrechtikon ZH. Von 1959 bis 1969 leitete er eine kleine Druckerei, von 1969 bis 1979 war er Produktionsleiter bei der Werbeagentur Advico. Hans Hügi hat sich intensiv mit den Grundlagen des Sehens und mit Fragen der Analyse von Bildvorlagen für den Druck befasst. Seit 1980 ist er selbständiger Berater für die grafische Industrie und arbeitet als freier Gestalter. Geht es um Farbe, ist er der richtige Ansprechpartner.

Was kann Farbe bewirken?

HANS HÜGI | Farbe ist ein Teil der visuellen Information. Sie ist ein Sinneseindruck und kann auf den Betrachter verschieden wirken. In der Natur ist Farbe immer an Form und Raum gebunden. Unser Sehorgan hat Informations-Aufnahme-Programme entwickelt. Diese können wir nutzen, um das Auge zu fesseln. Wir sind Kontrastwesen: Bewegung und Stillstand, scharf und unscharf, Figur und Grund, hell und dunkel, bunt und einfarbig, kalt und warm, wenig und viel, gross und klein usw. sind Kontrastpaare, mit denen unser Referenzsystem «Auge» arbeitet. Alles ist relativ, steht in Beziehung, im Verhältnis zueinander. Auch Farbe bezieht sich immer auf die Umgebung.

Welche Rolle spielt Farbe in der Gestaltung?

Der Mensch orientiert sich in der Welt so, dass er möglichst zügig ans Ziel kommt. Dazu orientiert er sich an allen nützlichen Informa-



tionen. Auch Farben können zu Zeichen werden, welche uns etwas Bestimmtes signalisieren. Wir würden sofort bemerken, wenn Fussgängerstreifen plötzlich blau oder rot wären statt gelb, wobei jede Farbe einen gewissen Spielraum hat. Farbe kann eine Information schneller, klarer lesbar machen. Sie kann demnach auch verwirren, die klare Information verzögern (was nicht immer unbedingt negativ sein muss).

Mit Farbe gestalten heisst, sie der Information dienlich machen. Das kann mit Farbe sehr gut über die Gefühle geschehen.

Worauf sollte ein Gestalter, eine Gestalterin, beim Einsatz der Farbe achten?

Gestalter und Gestalterinnen müssen das Umfeld kennen, in welchem ihre Botschaft wirken soll. Die Botschaft soll sich von dieser Umgebung abheben. Ist diese laut und knallig, kann die Botschaft noch lauter sein; sie kann aber auch leiser sein und sich dadurch mehr abheben. Wo schon viel Farbe ist, hat es Farbe schwierig, wo die Umgebung vorwiegend unbunt ist, hat es Farbe leicht.

Wird heute Farbe in Drucksachen bewusster, funktionaler und besser eingesetzt als früher?

Dazu müsste man zuerst «gute» Gestaltung definieren. Ist sie «gut», wenn sie verkauft? Ich denke, dass gute Gestaltung noch genauso «bibliophil» ist wie früher. Wenn die Gestaltung der Information dient, kann sie immer noch besser oder schlechter gemacht sein. Ackern Sie einmal während eines Monats alle ankommenden Versandkataloge zum Beispiel für Mode durch, und urteilen Sie selber. Mit den heutigen Computerprogrammen fühlt sich fast jeder Anwender zum Gestalter berufen. Entsprechend sieht es im Briefkasten auch aus. Je weniger Ausbildung, desto mehr Einbildung ist heute «in».

Ein guter Gestalter weiss, was er tut. Er hat viel gelernt, hat viel Erfahrung und hört nicht auf, täglich zu lernen und die besseren Erkenntnisse anzuwenden. Angelernte Dogmen haben in einer guten Gestaltung keinen Platz. Der gute Gestalter fokussiert, arbeitet mit den Bildkontrasten und für die Sehprogramme, er ordnet, zeigt vor, macht klar.

Und er kennt die Grenzen der Medien, für die er arbeitet. Er gestaltet mediumentsprechend.



Respekt vor den arbeitenden Menschen

Als die AMRA, Druckfarbenfabrik A. Müller AG, 1974 von Rapperswil auf die grüne Wiese in Jona (Industrie Buech) umsiedelte, waren die Gedanken für moderne, ästhetische Zweckbauten schon einigermaßen verbreitet (Zeitschriften: Werk, Bauen + Wohnen usw.).

Aber nicht nur äusserlich sollten Industriebauten Charakter zeigen, auch ihre inneren Strukturen sollten nicht nur zweckerfüllend, sondern auch so gestaltet sein, dass sich die darin aufhaltenden Personen möglichst wohlfühlen konnten.

In dieser Philosophie war sowohl der Respekt vor den arbeitenden Menschen, als auch derjenige vor der natürlichen Umgebung enthalten. Letzteres sowohl in optischer Hinsicht, als auch im Hinblick auf den Ausstoss von Schadstoffen in Luft und Wasser. Neue, bessere Erkenntnisse müssen laufend integriert werden, damit man mit Recht sagen darf: Wir bemühen uns stetig, das Mögliche zu tun, um in einer reizvollen Landschaft auch ein gemässigttes Industriegebiet als Lebensraum angenehm zu erhalten. **HANS HÜGI, HOMBRECHTIKON**



Möbelfabrik

MÖBELFABRIK LINTH IN KALTBRUNN

Linth in Kaltbrunn

Die Möbelfabrik Linth in Kaltbrunn ist ein eindrückliches Beispiel für einen zeitgemässen und innovativen Gewerbebau in Holz. Der in zwei Etappen realisierte Erweiterungsbau mit Büros, Produktions- und Ausstellungsräumen vereint Alt und Neu subtil zu einer Einheit.

MARKIERUNG 4

Ein repräsentatives, mit spannungsvollen Materialkombinationen gestaltetes Treppenhaus empfängt den Besucher und führt zu den auf drei Geschossen liegenden Ausstellungsräumen. Eine integrierte Tennishalle und das im Attikageschoss gelegene, gekonnt modern gestaltete Restaurant ist öffentlich zugänglich.

Holz prägt diesen Bau in mehrfacher Hinsicht: Ein hoher Qualitätsanspruch gilt für die Naturholzmöbel, die hier gefertigt und ausgestellt werden. Aber auch die Verwendung des Materials im Innenausbau, im Zusammenspiel von Beton und Glas und an der Aussenhaut überzeugt. Die Lärchenholzfassade lebt durch klare Rhythmisierung. Mit einer grosszügigen Geste wird die ostseitige Fluchttreppe in das Gebäudevolumen integriert und verleiht dem Äussern einen repräsentativen Ausdruck.

Die grossflächigen, in Holzrahmen gefassten Verglasungen erzeugen spannungsvolle, lichtdurchflutete Innenräume.

Aus der Sicht des Unternehmers

Jede markante Veränderung in einem Unternehmen ist Teil einer wirtschaftlichen Entwicklung, Teil eines Konzeptes. So stellt auch dieser Neubau einen wesentlichen und richtungsweisenden Schritt in unserer Firmenentwicklung dar.

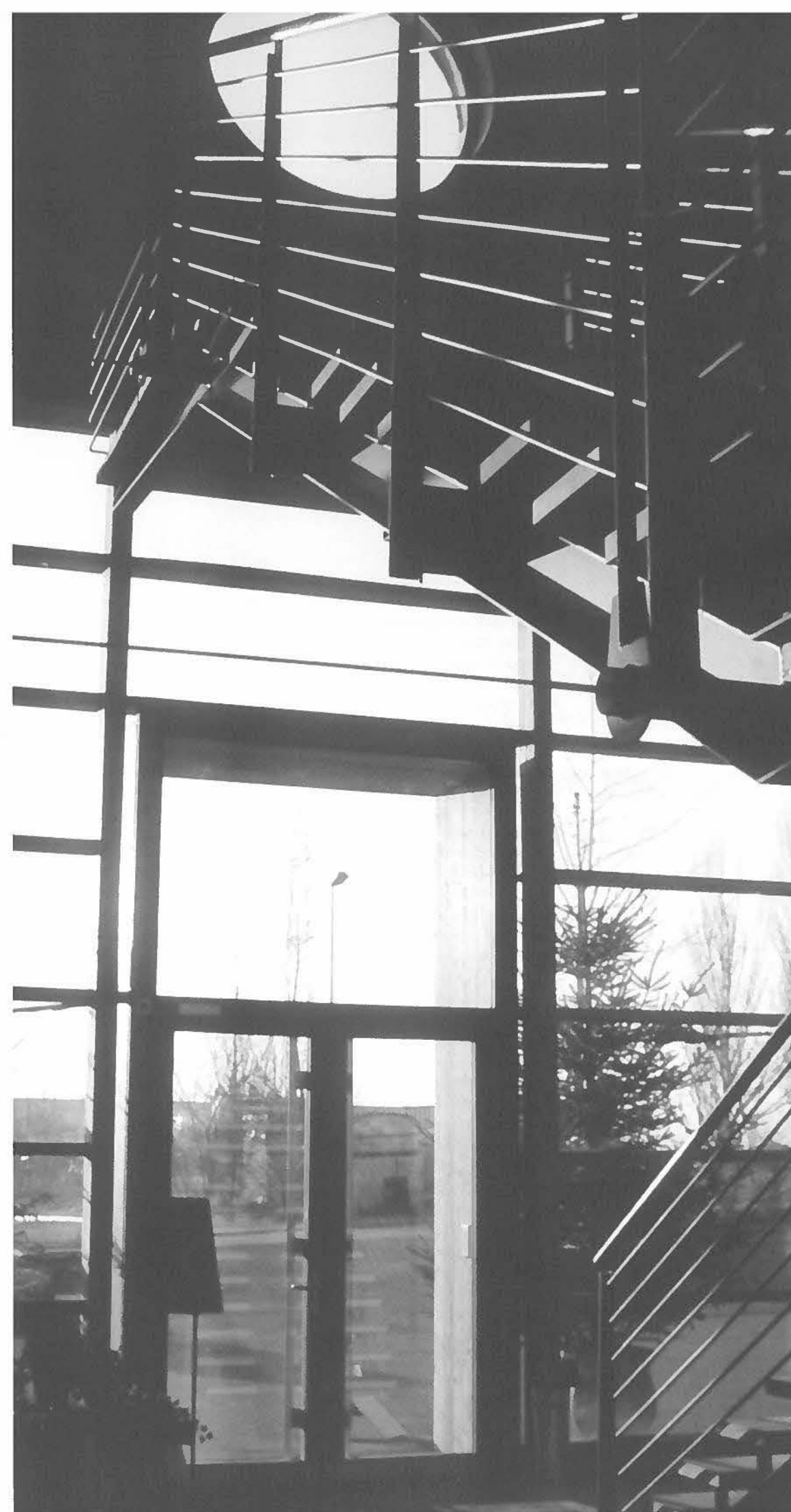
Die Entscheidung zu diesem Neubau war auch die Entscheidung zu einer weiteren Wachstumsphase. Als Bauherr kann man Bedürfnisse formulieren und Ziele äussern – deren Umsetzung, das Sichtbarmachen der Firmenkultur und die Schaffung von qualitativem Lebensraum war der Verdienst des Architekten.

Hermann Kaufmann schaffte mit Klarheit in der Architektur und dem Zusammenwirken der Materialien das passende Umfeld für erfolgreiche Arbeitsabläufe und kreative Denkprozesse. Der Lebensraum der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wurde wesentlich aufgewertet. Der Kunde fühlt zwischen der Bauarchitektur und dem Möbelangebot eine gewisse Harmonisierung – dies vermittelt Sicherheit und Vertrauen.

HELMUT NIEDERER,
LINTH MÖBELFABRIK AG, KALTBRUNN



Die grossflächigen, in Holzrahmen gefassten Verglasungen erzeugen spannungsvolle, lichtdurchflutete Innenräume.



Trotzdem etwas Besonderes geworden

Im Industriebau ist äusserste Ökonomie angesagt. Mit dieser Tatsache müssen fast ausnahmslos alle Architekten leben. Und aus diesem Grund blieb das Projekt eines Schweizer Kollegen von Hermann Kaufmann, der ursprünglich beauftragt worden war, letztlich auch glücklos: Mit seinem Sichtziegel-Mauerwerk und den Aluminiumfenstern war es schlichtweg zu teuer.

Das Haus ist nun trotzdem etwas Besonderes geworden. Ein Demonstrationsbeispiel dafür, dass es in der Architektur nicht um repräsentative Materialien geht, sondern um nutzbare Konzepte drinnen, um einen entsprechenden Ausdruck draussen und im übrigen – um eine durchaus einfache, selbstverständliche, wenn auch detailgenaue Umsetzung.

Das Haus wurde in zwei Bauabschnitten realisiert, wobei ein Teil des vorhandenen Bestandes in den Neubau integriert, ein Teil – eine Satteldach-Halle – in der zweiten Bauphase abgerissen wurde. Vom Raumprogramm her war vor allem eine Vergrößerung der Produktions- und der Ausstellungsflächen gefordert; dass sich dann wie nebenbei auch noch die Möglichkeit zum Bau der Tennishalle und des Restaurants ergeben hat, ist ein zusätzliches Plus der kompakten Bebauung.

Die Produktionsflächen sind nun im Erdgeschoss situiert, darunter: Tiefgarage und Abholmarkt, der Haupteingang liegt etwas aus der Mitte verschoben an der Westseite und führt zu den Ausstellungsräumen und den Büros, auch zu den Tennisplätzen und dem Restaurant hinauf. Dieses Hauptstiegenhaus wirkt dabei relativ roh, es verlässt sich mehr auf die Kraft des Sichtbetons und den Gegensatz zur leichten, luftigen, transparenten Treppe, als auf Repräsentation. Aber durch die vielen Glasflächen unten und oben und das Bullauge dazwischen, kommt es zu einer sehr schönen Lichtsituation (Es gibt auch noch andere Zugangsmöglichkeiten, eine offene, wenn auch überdachte Treppe zum Beispiel, die sich fast wie ein eigener Körper seitlich herauschiebt.).

Das wichtigste war natürlich der dreigeschossige Ausstellungsraum mit seinen Galerien und der doppelläufigen Treppe. Er ist unheimlich hell und freundlich und treibt sein doppelsinniges Spiel – denn Holz bestimmt neben Glas einerseits die atmosphärische Raumcharakteristik, andererseits sind aber auch die ausgestellten «Exponate» aus diesem Material gemacht. Das gilt übrigens auch für die äussere Erscheinung des Bauwerks: Mit

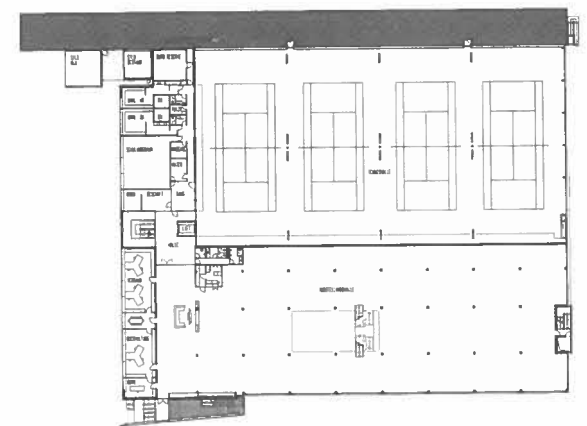
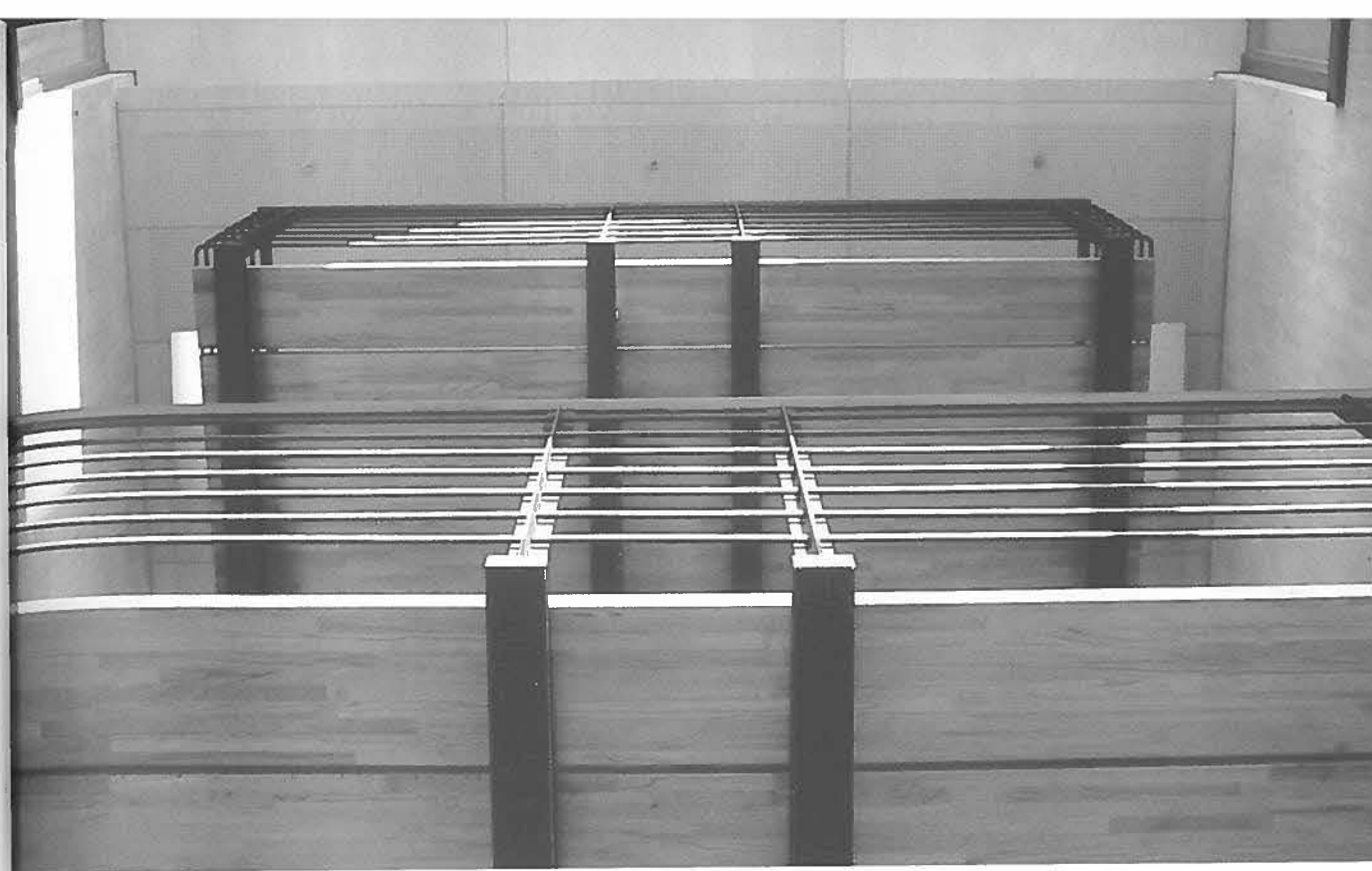
seiner Lärchenholz-Stülpverschalung und den in Holzrahmen gefassten Fensterbändern bzw. Verglasungen tritt es irgendwie passend – dem tatsächlichen Inhalt der Naturholz-Möbelproduktion angemessen – in Erscheinung. Und Hermann Kaufmann treibt dieses Spiel sehr konsequent weiter: weil nicht nur das, was hier produziert und verkauft wird, naturbelassen beziehungsweise nur geölt oder gewachst ist, sondern auch die in den Räumen verwendeten Materialien so (un)behandelt wurden.

Ein schönes Beispiel für den virtuosen Umgang mit einer Holzkonstruktion liefert übrigens die Tennishalle. Denn hier hat Hermann Kaufmann seinen Ehrgeiz darin gesetzt, die Banalität herkömmlicher Tragwerke zu brechen, aufzubrechen oder besser: aufzulösen. Die Druckstäbe sind aus kanadischem Paralam, die Zugstreben aus Fichtenleimholz und das Ganze gibt sich zwar irgendwie stark im Ausdruck, dynamisch, aber auch leicht und minimiert.

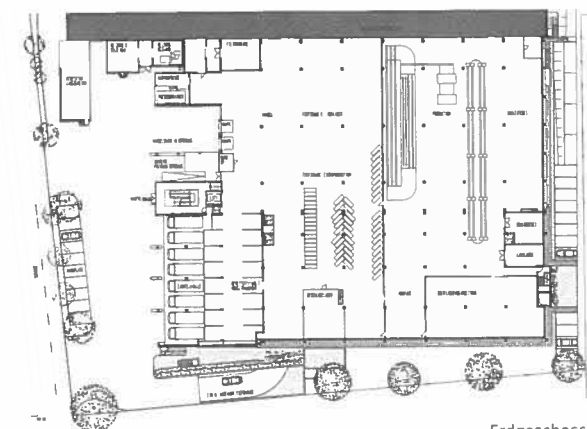
Man konnte auch schon bei früheren Arbeiten von Hermann Kaufmann bewundern, dass er die architektonische Grossform beherrscht, und dass es ihm dabei gelingt, höchst ökonomische und funktionelle Lösungen zu entwickeln. Wenn man etwa an die Hallen für das Holzbauwerk Kaufmann denkt oder an den Orgelbaubetrieb Rieger, dann kommt man aber auch nicht umhin, diesen Gewerbeobjekten eine Signifikanz der äusseren Erscheinung zu attestieren, die weit über dem herkömmlichen gestalterischen Niveau solcher Bauten angesiedelt ist. Möglicherweise sollte man dabei gar nicht von «Gestaltung» reden, weil ja den Bauten von Hermann Kaufmann gerade das Selbstzweckhafte einer bloss formalistischen Lösung eigentlich abgeht. Ihre Erscheinungsform ist eher das Resultat einer inhaltlichen, konzeptuellen und konstruktiven Logik, auch das Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Ort, so dass der Beliebigkeit und natürlich auch der Belanglosigkeit, die gerade auf dem Sektor Industriebau so massiv dominieren, wirklich eine architektonische Alternative entgegengesetzt ist.

LIESBETH WAECHTER-BÖHM
TEXT UND GRUNDRISSEPLÄNE AUS
ARCHITEKTUR|AKTUELL 197

HERMANN KAUFMANN *1955
1975–1981 Architekturstudium
in Innsbruck und Wien
Bürotätigkeit bei Prof. Dr. Ernst
Hiesmayr in Wien
Seit 1983 eigenes Architekturbüro
in Partnerschaft mit Christian Lenz
und Elmar Gmeiner



1. Obergeschoss



Erdgeschoss



Öffentlicher Verkehr im Linthgebiet Bahnhof Schänis

ÖFFENTLICHER VERKEHR IM LINTHGBIET: BAHNHOF SCHÄNIS

Der öffentliche Verkehr bildet die Basis des Gesamtverkehrs. Viele Menschen brauchen die Bahn, den Bus oder das Tram. Die einen während eines Lebensabschnittes, als Schüler oder im Alter, die anderen für immer, weil sie auf ein eigenes Auto verzichten wollen oder müssen. Viele geniessen die Möglichkeit der freien Verkehrsmittelwahl; sie benützen den Zug oder den Bus, weil er für die Fahrt an den Arbeitsplatz oder in die Ferien bequem ist. Darum muss der öffentliche Verkehr attraktiv und die Transportkette lückenlos sein.

Dies war früher schon so. Bis zur Eröffnung des Gotthards war die Linie Zürichsee–Linth–Walensee–Chur die wichtigste Verbindung nach Italien. Im 9. Jh. verkehrten regelmässig zehn Schiffe auf dem Walensee, welche dem Bistum Chur angehörten. Parallel zur Schifffahrt bestand für Reisende und den Postverkehr ein gut funktionierendes Postkutschennetz, mit dem die eigentliche Feinerschliessung sichergestellt wurde. Mit dem Bau der Eisenbahnlinie Rapperswil–Weesen–Sargans, welche 1859 ihren Betrieb aufnahm, wurde die Verkehrserschliessung im Linthgebiet weiter verbessert und mit der Eröffnung der Rickenbahn 1910 die Region sehr direkt mit der Hauptstadt verbunden.

Heute bildet im Linthgebiet und im Glarnerland die Bahnlinie Rapperswil–Ziegelbrücke–Linthal das Rückgrat des öffentlichen Verkehrs. Sie verbindet zwei Regionen miteinander, deren wirtschaftliche und kulturelle Verflechtung weit zurückreicht. Die Feinverteilung übernehmen die regionalen Busbetriebe, im Linthgebiet der Linth-Bus, unterstützt von den Ortsbussen in Rapperswil/Jona und St.Gallenkappel, im Glarnerland der Autobetrieb Sernftal, der Bus Glarner Mittelland und die Postautolinie Kerenzerberg sowie Bilten–Ziegelbrücke.

Mit dieser Markierung möchte das Architektur Forum Obersee auf den Stellenwert eines gut funktionierenden öffentlichen Verkehrsmittels aufmerksam machen und einem unkontrollierten Leistungsabbau um jeden Preis entgegenwirken.

MARKIERUNG 5

Bahnhof zu verkaufen

Artikel aus der
Linth-Zeitung vom
26. Mai 1999

Bahnhof wird zu Haltestelle

Jetzt ist es definitiv: in den nächsten Monaten wird die Bahnstrecke Schänis–Benken mit Barrieren gesichert (die LZ berichtete). Auf Ende dieses Jahres wird der Bahnhof in Schänis in eine nicht besetzte Haltestelle umgewandelt.

Im Sommer 1999 werden die von der Gemeinde Schänis schon seit Jahren geforderten Barrieren zur Sicherung der Bahnübergänge zwischen Schänis und Benken definitiv eingebaut. Die Bürgerschaft hat für die Mitfinanzierung dieser Barrieren einen Kredit von 150 000 Franken bewilligt. Die unbewachten Bahnübergänge zwischen Schänis und Benken sind hauptsächlich bei trübem Wetter und bei Nebel eine grosse Gefahrenquelle. Verstärkt wurde die Gefährdung von Menschen durch die enorme Zunahme von Radfahrern und Inline-Skatern auf den Querstrassen der Bahnlinie.

Kein Stationsvorstand mehr

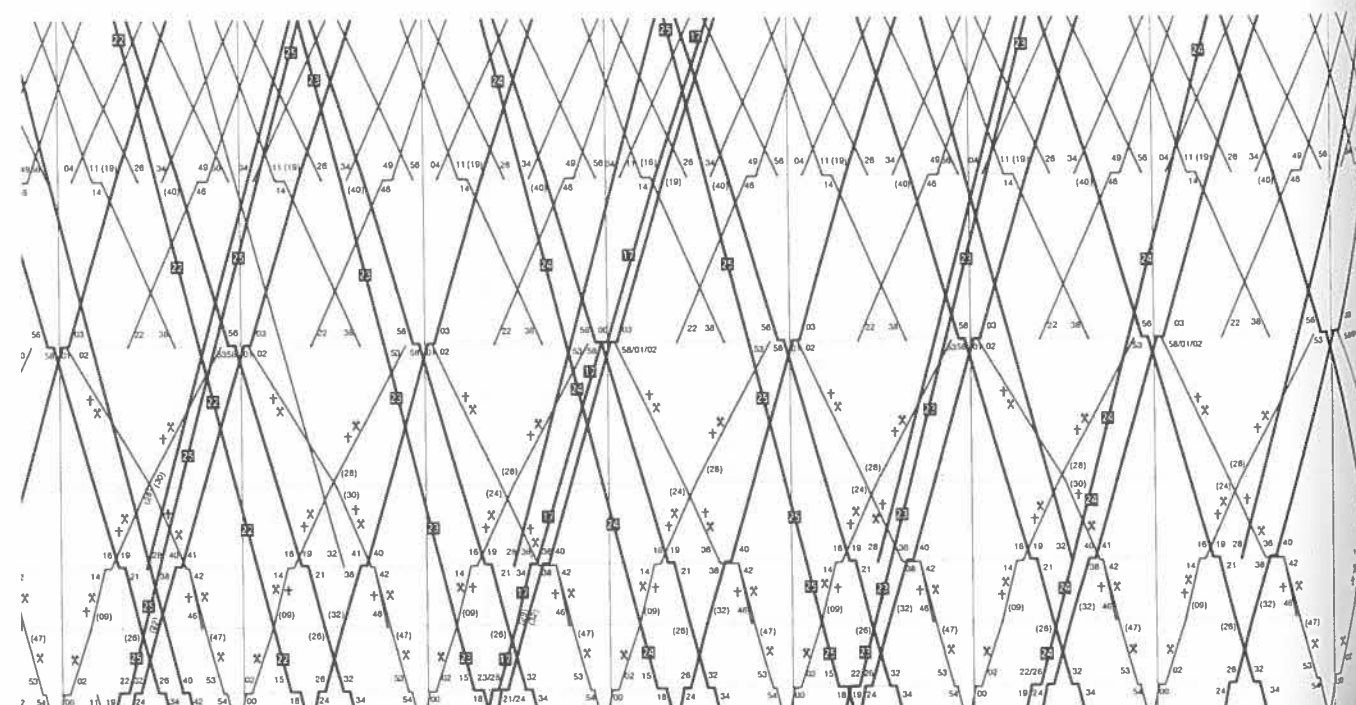
Ab 1. Januar 2000 muss endgültig Abschied genommen werden vom letzten Rest vergangener Eisenbahnromantik und Schänis wird zur unbemannten Haltestelle.

Die Barrieren werden von Ziegelbrücke aus bedient, die Gleisanlagen werden auf ein einziges Gleis reduziert. Für den Billetverkauf wird ein Billetautomat installiert, und zugleich wird der Perronzugang durch bauliche Massnahmen

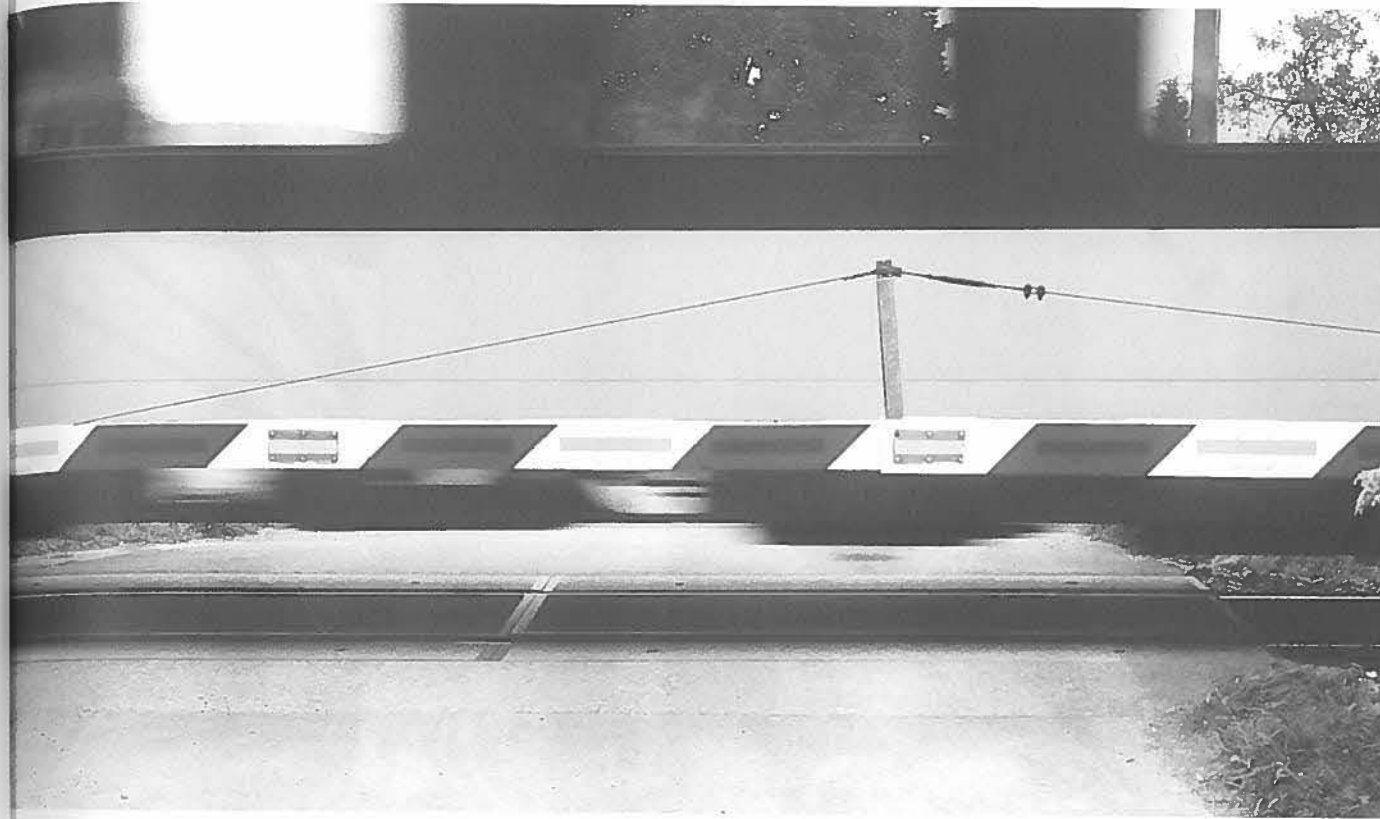
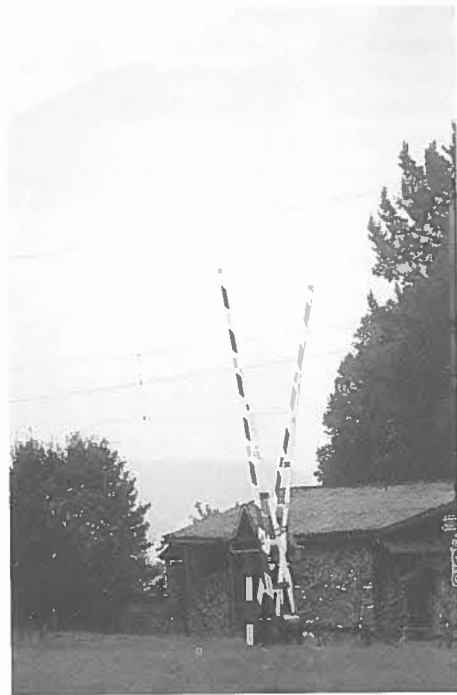
verbessert. Mit diesen Rationalisierungsmassnahmen sollen die Infrastrukturkosten gesenkt werden. Diese Kostensenkungen sollen dazu beitragen, dass die Linie Uznach–Ziegelbrücke auch in Zukunft bestehen bleiben kann. Die Vorsteherin des Volkswirtschaftsdepartementes, Regierungsrätin Rita Roos, hat gegenüber den SBB die grundsätzliche Bereitschaft des Kantons St.Gallen bestätigt, in den nächsten Fahrplanperioden das Angebot in der heutigen Grössenordnung zu bestellen. Roos setzt sich sodann auch für die stündlichen Anschlüsse in Ziegelbrücke auf den Schnellzug nach Chur ein, um auch damit für ein besseres Betriebsergebnis zu sorgen. In den letzten Jahren war die Benutzer-Frequenz steigend.

Bahnhofgebäude wird verkauft

Die SBB wollen dem Wunsch der Gemeinde entsprechen und dafür sorgen, dass das Bahnhofgebäude bewohnt bleibt. Vorzugsweise wollen die Bundesbahnen dieses Gebäude wie auch die übrigen Liegenschaften des Gesamtareals verkaufen. Ein Käufer des Gebäudes hätte unter Umständen die Möglichkeit, ein stilles Gewerbe zu betreiben und zusätzlich Billette zu verkaufen. Die Gemeinde stellt für Kaufinteressenten die nötigen Kontakte her. Es wird aber auch geprüft, ob nebst dem Billetautomaten noch eine zweite Bezugsstelle in der Gemeinde errichtet werden soll.



Zeigt die Komplexität des öffentlichen Verkehrs auf: Der grafische Fahrplan – ein Netzwerk. (asa AG)



«Manchmal fahren zwei Eisenbahnzüge nebeneinander her, in derselben Richtung. Die Insassen des schnellern Zuges machen dann fröhliche Gesichter, sehen genau forschend hinüber, ein ganz klein wenig mitleidig. Die des langsamen Zuges schauen gleichgültig drein oder gucken gleichgültig fort. Schnellere Züge interessieren nicht sehr.»

KURT TUCHOLSKY: SCHNIPSEL
(GESAMMELTE WERKE BD.4)
ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG
GMBH, 1975



Verein

Kulturtreff Rotfarb in Uznach

VEREIN KULTURTREFF ROTFARB UZNACH

Der Ort Der Tröckneturm, eine denkmalgeschützte Industriebrache aus dem 19. Jahrhundert am östlichen Ende von Uznach, beflügelte 1995 einige Initianten, Kulturraum für verschiedenste Bedürfnisse zu schaffen. Durch Umnutzung und gleichzeitige Erhaltung dieses wertvollen Zeugen aus der frühen Textilindustrie ist heute ein interessanter Ort des kulturellen, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens für Gemeinde und Region entstanden.

MARKIERUNG 6

Die Idee In Uznach fehlten Räumlichkeiten, die für kulturelles Schaffen permanent zur Verfügung standen. Mit der Umnutzung des Tröckneturmes Rotfarb und nach den Ideen des Vereins Kulturtreff Rotfarb ist ein Haus der besonderen Art entstanden. Es ist ein Beitrag für die Gemeinschaft und den Gemeinschaftssinn. Anziehungspunkt für Kultur, geistiges Erleben und Schaffen, für Harmonie, aber auch Auseinandersetzung mit der Zeit, mit dem Zeitgeist. Das Haus soll nicht abgrenzen und keine Barrieren schaffen zwischen Klassen, Disziplinen, Kunst und Leben. Es will aufbauend und integrierend wirken und das Kunst- und Kulturverständnis fördern. Es möchte zugänglich und offen sein für alles Geistige, fürs Gemüt und fürs Herz. In diesem Haus, mit seinem Charme und seiner Ausstrahlung soll letztlich Heimat entstehen können. Heimat nicht im wehmütigen und rückblickenden Sinn, sondern als moderne kulturelle Aufgabe und als Herausforderung für alle Mitglieder und Kräfte der Gesellschaft.

Tröckneturm Rotfarb – vom ausgedienten Industriegebäude zur Kulturstätte

Der Tröckneturm Rotfarb – er wurde um 1830 erbaut – hatte in der Hochblüte der Textilindustrie eine wichtige Bedeutung. Im und um das Gebäude wurden die eingefärbten Stoffbahnen zum Trocknen aufgehängt. Mit der Einführung neuer Verfahren verlor der Tröckneturm seine Funktion. Er verkam zum Lagergebäude. Mit der Schliessung des Textilveredelungsbetriebes Rotfarb im Jahre 1993 verlor das charakteristische Gebäude die Daseinsberechtigung vollends. Es galt, diesem Zeugen der Frühindustrialisierung – der Tröckneturm steht unter Denkmalschutz – eine neue Zukunft zu geben. Er wurde zu einer kulturellen Einrichtung umgenutzt und nach einjähriger Umbauzeit am 12. September 1997 eröffnet und dem Verein Kulturtreff Rotfarb übergeben.

Leitidee

Auch wenn der Begriff Kultur nur schwierig zu fassen ist, so ist doch festzustellen, dass das menschliche Dasein auf kulturellen Traditionen beruht und Kultur schlechthin beinhaltet. Im allgemeinen wird Kultur in ihrer Gesamtheit aber kaum wahrgenommen. Sie wird als geistiges Schaffen und Erleben abstrahiert. Der Kulturtreff mit seinen Aktivitäten soll dazu beitragen, diese Geisteswelt in angenehmer Art erleb- und fassbar zu machen.



Der Kulturtreff und sein Umfeld wurden bewusst so konzipiert, dass möglichst alle Disziplinen von Kunst und Kultur möglich sind. Das Haus soll zugänglich sein für das ganze Spektrum wie Theater, Musik, Literatur, Vorträge, Ausstellungen, Kurse, Versammlungen usw. Gleichzeitig soll es dazu animieren, sich mit Kultur und Kunst auseinanderzusetzen und zu betätigen. Letztlich soll das Haus auch dazu dasein, Kontakte und Geselligkeit in angenehmer Atmosphäre zu pflegen.

Umsetzung

Die Verantwortlichen des Kulturtreffs haben versucht, diese Leitideen umzusetzen. Seit dessen Eröffnung wurden Veranstaltungen verschiedenster Ausrichtung durchgeführt. Schwerpunkte sind Veranstaltungsreihen, die auf ein Thema ausgerichtet sind. Pro Thema finden jeweils sechs bis zehn Anlässe unterschiedlicher Prägung statt. Die bisherigen Reihen waren «Heimat», «Zeit», «Sinne» und «Gaunereien».

Zusätzlich wird das Haus für kulturelle, und sehr begrenzt, auch für gesellschaftliche Anlässe (gegen Entschädigung) zur Verfügung gestellt. Ein Künstleratelier sowie ein Theaterproberaum sind fest vermietet. Sie tragen zur kulturellen Betätigung bei.

Wesentlicher Bestandteil des Hauses ist die Rotfarbbeiz. Diese ist jeweils während den Veranstaltungen geöffnet. Sie ist Garant für Gaumenfreuden und Gemütlichkeit.

Erste Erfahrungen sind erfreulich

Es darf festgestellt werden, dass der Kulturtreff Rotfarb innert kurzer Zeit zu einer bedeutenden kulturellen Institution sowohl in der Gemeinde, wie auch in der Region herangewachsen ist. Dem Trägerverein gehören bereits rund 450 zahlende Mitglieder an. Auch die Publikumsreaktionen sind sehr ermutigend. Dies äussert sich einerseits in verbalen Komplimenten und andererseits in einem insgesamt erfreulichen Besucheraufmarsch. Manchmal unbefriedigend ist der Publikumszulauf bei weniger bekannten Künstlern oder bei experimentellen und etwas gewagteren Veranstaltungen. Auch kann nicht übersehen werden, dass verschiedene Leute ihre Skepsis gegenüber dieser Institution oder eine gewisse Schwellenangst noch nicht abgelegt haben. Für viele aber ist der Kulturtreff wichtiger Bestandteil.



Idealismus ist gefragt

Auch in Uznach ist es nicht anders. Die öffentlichen Mittel für die Kultur sind sehr begrenzt. Der Kulturtreff Rotfarb konnte nur dank der Initiative und dem Engagement von Enthusiasten entstehen. Der Gebäudeumbau, welcher von einer Arbeitsgruppe ausserhalb behördlicher Tätigkeit geleitet wurde, kostete 1,4 Millionen Franken. Der überwiegende Teil wurde ohne öffentliche Gelder über private Mittel und mit viel Fronarbeit finanziert. Auch der Kulturbetrieb ist im wesentlichen eigenwirtschaftlich. Gemessen an einem Gesamtumsatz von rund 160 000 Franken pro Jahr sind die staatlichen Zuschüsse bescheiden.

Das erklärte Ziel, das Haus unabhängig und eigenwirtschaftlich zu betreiben, konnte bisher erreicht werden. Dies war allerdings nur möglich, weil dem Verein und dem Haus eine Vielzahl Leute gut gesinnt sind. Sie unterstützen den Betrieb mit Geldern, oder sie helfen in allen Bereichen aus Idealismus und aus Freude an der Sache mit. Weder während der Umbau- und Aufbauphase noch seit der Kulturbetrieb läuft, wurden irgendwelche Entschädigungen ausgerichtet.

Die Zukunft

Es ist eine grosse Herausforderung, das Haus in der heutigen Art und Weise weiterzubetreiben. Dies setzt voraus, dass weiterhin Leute bereit sind, sich für die Sache zu engagieren, mitzudenken, mitzugestalten und sich voll einzubringen, ohne davon einen eigenen materiellen Vorteil zu haben. Diese hohe Vorgabe setzt Anerkennung voraus; Anerkennung in der Öffentlichkeit, Anerkennung beim Publikum und Anerkennung bei all jenen, die für kulturelle Belange verantwortlich zeichnen. Die Markierung mit dem Roten Nagel durch das Architekturforum Obersee am 13. August 1998 war Anerkennung und Ansporn zugleich.

FRANZ WIDMER, PRÄSIDENT
VEREIN KULTURTREFF ROTFARB

Bubi schpille, Bubi gsund!

1998: Das Experiment «Rotfarb TV»

Es war damals, im Oktober 1998: Plötzlich erschien im Grossraum zwischen Winterthur und Kaltbrunn ein eigenartiges, unbekanntes Stationssignet auf den Bildschirmen. Als «Rotfarb TV» kündigte sich der neue Sender an und versprach während des kommenden Monats die Zuschauer mit allerlei Selbstfabriziertem aus der Region Uznach unterhalten zu wollen.

Was war denn das, was da bloss einen kurzen Monat lang und täglich eine Stunde unter dem fast revolutionär anmutenden Namen «Rotfarb TV» aus dem improvisierten Fernsehstudio der Uznacher Kulturfabrik über den Servicekanal von «Winti TV» irrlichterte?

«Rotfarb TV» war zuallererst einmal eine Programmform, wie sie bei anderen Sendern auch üblich ist: Jeder Sendeteil wurde meist durch ein animierendes Signet eingeführt, erklärende Moderationen stimmten auf das folgende Thema ein, Magazine («Ufgschnappt», «bi eus», «Chairs») bildeten das ordnende Gefäss für Filmbeiträge, dazwischen schräge Sketches («Ziitigsraschle») oder vertiefende

Gespräche mit Gästen («Rotfarb Talk») und die hauseigene Kabarett-Folge («Der Rotfarb-Wirt»). Das Herausragende am Programmkonzept aber war die Selbstverpflichtung der Macher, ausschliesslich über Geschehnisse der unmittelbaren lokalen Umgebung zu berichten.

Vier (fast allzu kurze) Wochen nur hat das Experiment «Rotfarb TV» gedauert – und schon war es Vergangenheit, Erinnerung.

Welchen Gesamteindruck hinterliessen denn zum Schluss die rund 30 Tage «Rotfarb TV»? Die Rotfarb-Macher haben ihrem Publikum ein gutes, eigenständiges, auf lokale Bedürfnisse ausgerichtetes Programm geboten. Dass die Zuschauer den neuen Sender auf Anhieb positiv aufnahmen, war nicht selbstverständlich, denn «Rotfarb TV» musste ja sein Publikum quasi mit der ersten ausgestrahlten Sendung gewinnen, überzeugen und zum Dranbleiben ermutigen. Dafür brauchte es einiges an Qualität und Originalität.

«Rotfarb TV» hat bewiesen, dass privates Low-Budget-Fernsehen im Kleinraum einer Region möglich ist. Runde 50 000 Franken bloss



hatte der ganze 30-Tage-Spass gekostet, die gesponserten Geräte, Apparaturen, privaten Möbelstücke und Elemente für Studiodekors nicht eingerechnet.

Rund 30 Macher waren an den rund zehntonatigen Vorbereitungsarbeiten beteiligt, haben während der einmonatigen Sendezeit freiwillig – ohne Entgelt also – fast Tag und Nacht gearbeitet, um solidarisch ein Projekt zu realisieren, dessen Ausgang absolut ungewiss war. Auf ihre Art haben die Rotfarb-Macher damit neue Wertmassstäbe gesetzt. Fazit: Wo eine gemeinsame ideelle Basis besteht, wo solidarischer Konsens herrscht, sind neue Wege möglich.

«Rotfarb» hat gezeigt, dass gerade in Zeiten, wo die Geschehnisse rund um den Erdball täglich in die gute Stube flimmern, es ein ebenso virulentes Bedürfnis nach Wissen über unseren unmittelbaren Lebensbereich gibt und dass dieses Bedürfnis mit einfachen Mitteln befriedigt werden kann.

Viele Menschen aus der Region Uznach – ob als Moderatoren, in Filmbeiträgen portraitiert oder in Gesprächen befragt – wären nie auf einem Bildschirm zu sehen gewesen, hätte es nicht dieses «Rotfarb TV» gegeben – es sei denn, diese Menschen hätten etwas vorbildhaft Gutes getan oder etwas schlagzeilentragend Schlechtes ausgefressen. Dann wären sie natürlich ein Thema auch für die grossen TV-Stationen gewesen oder für die Zeitungen. Aber diese werden zusehends grossräumiger, sprich überregionaler, und da bleiben dann eben viele Dorfereignisse und die damit verbundenen Menschen auf der Strecke, werden zu marginalen Randnotizen.

«Rotfarb TV» hat ein gutes, zum Nachdenken anregendes Gegenbeispiel geliefert – eine elektronische Dorfzeitung sozusagen, gekonnt inszeniert mit den dramaturgischen Mitteln des Fernsehens, präsentiert von begeisterten und erst noch begabten Laiendarstellern.

Wir wissen jetzt dank «Rotfarb TV», was aus all den Kindern geworden ist, die in den 60er und 70er Jahren vor dem Bildschirm «ruhiggestellt» wurden und deren Eltern man vorzuwerfen pflegte, sie würden ihre Kinder zum bewussten Fernsehkonsum abrichten und alle natürliche Kreativität ginge dabei verloren. Sie, die scheinbar abgestumpften Kinder von damals, sie sind die Rotfarb-Macher von heute. Ihnen hat der viele TV-Konsum nicht etwa die Birne verstrahlt, sondern sie haben beim vielen Konsumieren etwas Wichtiges gelernt: nämlich, wie Fernsehen gemacht wird. Sie haben zwischenzeitlich sogar eigenen Geschmack und Stil entwickelt und suchen frech nach Alternativen, frei und ungebunden wie sie sind. Für

diese Spezies war ein kleines, privates und unabhängiges Fernsehen wie «Rotfarb TV» ein guter, fruchtbarer Boden zum lustvollen, unbeschwernten Tun. Frei nach dem Motto: Bubi schpille, Bubi gsund!

Die Verbilligung der Produktionsmittel hat auch zu ihrer Demokratisierung geführt. Auch Kleingruppen können sich heutzutage – etwas wenig Geld und viel Enthusiasmus vorausgesetzt – öffentlich bemerkbar machen und ihre Anliegen artikulieren. Wie lange sie auf Antenne bleiben, bestimmen sie selbst, diese eigenwilligen, enorm kreativen und friedfertigen TV-Guerilleros. Kommen, etwas bieten und gleich wieder abtauchen, das ist ihre zwanglose Mentalität. Vom weitverbreiteten Konsens zum Mittelmass halten sie nichts, Arbeitsteilungs- und Rollenklischees sind ihnen fremd. Ihr sanfter Schlachtruf lautet: «La fantasia au pouvoir».

Die Macht der Phantasie. Exakt das war «Rotfarb TV».

ANDRÉ PICARD,
DRAHTZIEHER, AMDEN





Atelierhaus

ATELIERHAUS FÜR EINEN MÖBELSCHREINER IN HINTERGOLDINGEN

für einen Möbelschreiner in Hintergoldingen

Wer mit seinem Auto zum sonntäglichen Skiausflug auf den Atzmännig unterwegs ist, entdeckt Unerwartetes: kurz vor der Talstation in Hintergoldingen lenkt ein kleiner Holzbau die Blicke auf sich.

Die Besonderheiten des Ortes, der steil abfallende Südhang und die fehlende Erschliessung beeinflussten den Entwurf. Es entstand ein lichtes Holzhaus, leicht über dem Niveau einer gewachsenen Mulde schwebend. Die Umgebung lebt von Gegensätzlichkeiten: Weite, Aussicht und Sonne bestimmen die Talseite. Gegen den Berg hin herrscht Enge, Schatten und Wind. Das Atelierhaus macht sich diese Tatsache zunutze: Eine Glasfront mit vorgelagerter Terrasse öffnet den Blick auf das Tal und die Berge und lässt die Sonne weit in den Raum hinein. Im Gegensatz dazu die geschlossene Nordseite: Sie bietet Schutz vor Wind und Wetter. Ein schmales Oblichtband fokussiert den Blick auf die Hangkrete.

MARKIERUNG 7

Das Haus ist als Grossraum konzipiert. Durch das eingefügte, frei im Raum stehende Schrankmöbel erhält der Innenraum verschiedene räumliche Zonen mit fließendem Übergang. Im Möbel finden Küche, Bad, WC, Holzspeicherofen und Abstellräume Platz. Im Gegensatz zur rohen Fassadenhaut aus unbehandelten Lärchenbrettern herrschen hier edle Materialien wie Chromstahl und Birnenholz vor.

Als Elementbau konzipiert, wurde das Gebäude innerhalb eines Tages mit dem Helikopter aufgerichtet. Da zusätzlich auf eine Unterkellerung verzichtet wurde, konnten der Bauablauf vereinfacht und die Kosten reduziert werden. Der Bauherr und die Architekten legten grossen Wert auf die Verwendung von einheimischen und ökologisch einwandfreien Materialien. Alle Elemente sind aus unbehandeltem Lärchen- und Tannenholz gefertigt. Für die Wärmedämmung kamen Zelluloseflocken zum Einsatz. Nicht zuletzt durch die Materialwahl fügt sich das Gebäude harmonisch in seine Umgebung ein und nimmt Bezug auf die umliegenden Häuser, ohne sich jedoch anzubiedern.



1



2

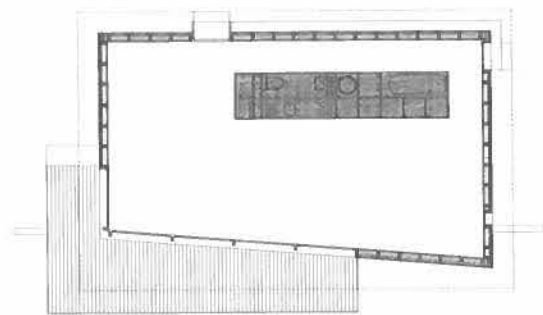


3

- 1 Baubeginn Winter 1997/98:
 Als Elementbau konzipiert, wurde
 das Gebäude innerhalb eines
 Tages mit dem Helikopter auf-
 gerichtet.
- 2 Ansicht Süd
 Ein liches Holzhaus, leicht über
 dem Niveau einer gewachsenen
 Mulde schwebend
- 3 Ansicht Nord
 Das Gebäude fügt sich harmo-
 nisch in seine Umgebung ein.
 Das «aufgesetzte» Dach verleiht
 dem Bau Leichtigkeit und
 Eleganz.



Situation



Grundriss

**BADERTSCHER, EDELMANN, ZEIER
ARCHITEKTEN**

MISCHA BADERTSCHER *1969

Bauzeichnerlehre
Architekturstudium HTL
Mitarbeit u. a. bei Santiago
Calatrava und Max Dudler
Seit 1997 eigenes Architekturbüro
in Zürich

ANDREAS EDELMANN *1971

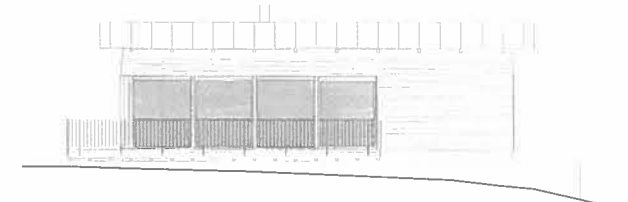
Bauzeichnerlehre
Architekturstudium HTL
Diverse Wettbewerbsprojekte
Zur Zeit auf Studienreise in Afrika,
Kanada und USA

ROGER ZEIER *1971

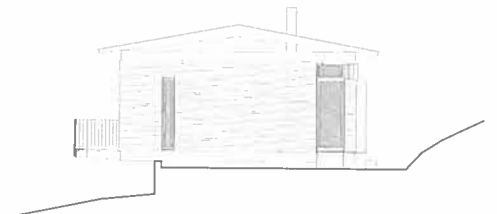
Bauzeichnerlehre
Architekturstudium HTL
Seit 1997 eigenes Architekturbüro
in Zürich
Diverse Wettbewerbsprojekte
3D-Architektur-Visualisierungen



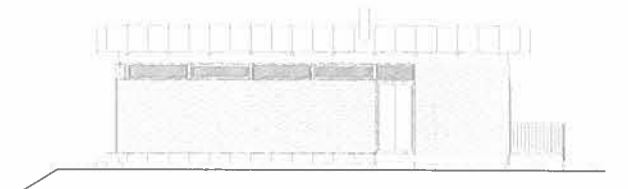
Fassade Süd-West



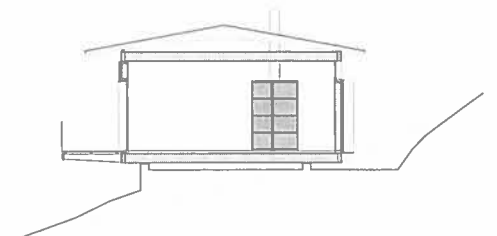
Fassade Süd-Ost



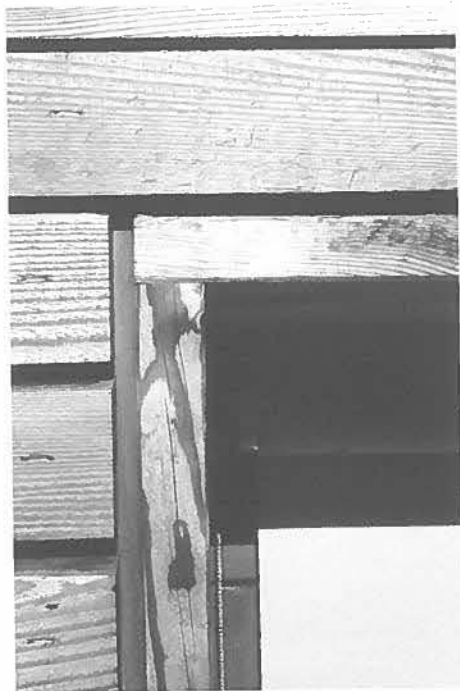
Fassade Nord-Ost



Fassade Nord-West



Querschnitt



1



2



3

- 1 Fassadendetail
- 2 Eine Glasfront mit vorgelagerter Terrasse öffnet den Blick auf Tal und Berge und lässt die Sonne weit in den Raum hinein.
- 3 Die geschlossene Nordseite bietet Schutz vor Wind und Wetter. Ein schmales Oblichtband fokussiert den Blick auf die Hangkrete.



Friedhof

FRIEDHOF DER EVANGELISCH-REFORMIERTEN KIRCHE IN RAPPERSWIL

der Evangelisch-Reformierten

Kirche in

Rapperswil

Seit bald 150 Jahren besteht hinter der Evangelisch-Reformierten Kirche Rapperswil ein Friedhof. Ein wunderbarer Baumbestand mit mächtigen Zedern, Scheinzypressen, Lebensbäumen, Eiben und vielen Laubbäumen ziert heute den Gottesacker. Während des 19. Jahrhunderts brachten Pflanzensammler eine Fülle von exotischen Gewächsen aus fernen Kontinenten nach Europa und damit auch nach Rapperswil. 1928 wurden die Landschaftsarchitekten der Firma Fröbel mit der Erweiterung des Friedhofes beauftragt. Im Gegensatz zur bestehenden Anlage wurde der neue Friedhofteil absichtlich offen gehalten, frei von hohen Bäumen. Dafür wurde im Stil des architektonischen Gartens mit streng geschnittenen Hecken eine neue Form gesucht.

MARKIERUNG 8

Die damalige Friedhofeinfriedung mit den mannshohen Mauern wurde absichtlich stehengelassen. Ganz präzise wurde die alte Friedhofmauer an wenigen Stellen durchbrochen. So entstanden neue Verbindungen in Form von Durchgängen zwischen dem alten und neuen Friedhofteil.

Der evangelisch-reformierte Friedhof von Rapperswil ist ein feines, lebendiges Beispiel der schweizerischen Gartenarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Friedhofanlage mit ihrem malerischen Baumbestand ist ein sinnlicher Ort, ein «Garten für die Lebenden und die Toten».

Der evangelisch-reformierte Friedhof Rapperswil

Seit bald 150 Jahren besteht der Friedhof hinter der evangelisch-reformierten Kirche in Rapperswil. Ganz im Sinne des liberalen Bürgertums des 19. Jahrhunderts, welches sich streng dem Fortschritt verschrieben hatte, wurde der Friedhof im neuzeitlichen Stil jener Zeit angelegt. Der Friedhof sollte, wie der englische Landschaftspark, eine Quelle der feierlichen Stimmung sein.

C.C.L. Hirschfeld (1742–1792) drückte dies so aus: «Das Ganze muss ein grosses ernstes, düsteres und feierliches Gemälde darstellen, das nichts Schauerhaftes, nichts Schreckliches hat, aber doch die Einbildungskraft erschüttert».

Der Gottesacker wurde streng symmetrisch zur Kirche ausgelegt, bewacht von Kirche, Turm und der mannshohen Friedhofmauer. Entlang der Grabfelder führten leicht geschwungene Wege mit einheimischen und exotischen Laub- und immergrünen Nadelbäumen.

Diese Pflanzungen – heute weit über hundert Jahre alt und in ihrer höchsten Reife – umrahmen als wunderbarer Baumbestand mit mächtigen Zedern, schlanken Scheinzypressen, riesigen Lebensbäumen und Hemmlockstannen und vielen Eiben und Laubbäumen den melancholischen Friedhofgarten.

Diese damalige Pflanzenwahl war durchaus nicht beliebig, sondern hatte ihren tieferen und bestimmten Sinn:

- Die Zeder galt in der Mythologie als der Baum der ewigen Wiederkehr, als heiliger Baum des Lebens.
- Als immergrüne Pflanze steht der Totenbaum, die Eibe, die bis zu 3000 Jahre alt werden kann, als Gleichnis für das ewige Leben.
- Der Laubbaum, das Symbol für den Kreislauf des Lebens, kennzeichnet die Wiedergeburt.
- Dazu kommen die vielen Schutzpflanzen wie der Hauswurz auf den Mauerkronen, die Weinraute, der Wermut, der Rosmarin und der Weissdorn.
- Das Immergrün, in Mundart von alters her das «Toteblüemli» genannt, steht als Symbol der Unsterblichkeit.

Dagegen stand die Linde neben der Kirche ausserhalb des Friedhofes. Sie ist der Baum der Zusammenkunft, der Liebe, der Freundschaft, des Festes und des gemeinschaftlichen Lebens.

Während des 19. Jahrhunderts brachten Pflanzensammler, damals auch Kunstgärtner genannt, eine Fülle von exotischen Gewächsen aus fernen Kontinenten nach Europa zurück. Zu den ersten in der Schweiz tätigen Kunstgärtnern mit internationalem Ansehen, welche die Kultivierung dieser neuen Pflanzen ausübten, gehörten Theodor und Otto Fröbel und Evariste Mertens in Zürich.

1928 wurden die Enkel dieser Pioniere, die Landschaftsarchitekten der Firma Fröbel, Robert Fröbel und Gustav Ammann mit der Erweiterung des Friedhofes beauftragt. Im Gegensatz zur bestehenden Anlage wurde der neue Friedhofteil absichtlich offen gehalten, frei von hohen Bäumen. Dafür wurde im Stil des architektonischen Gartens mit streng geschnittenen Hecken eine neue Form gesucht.

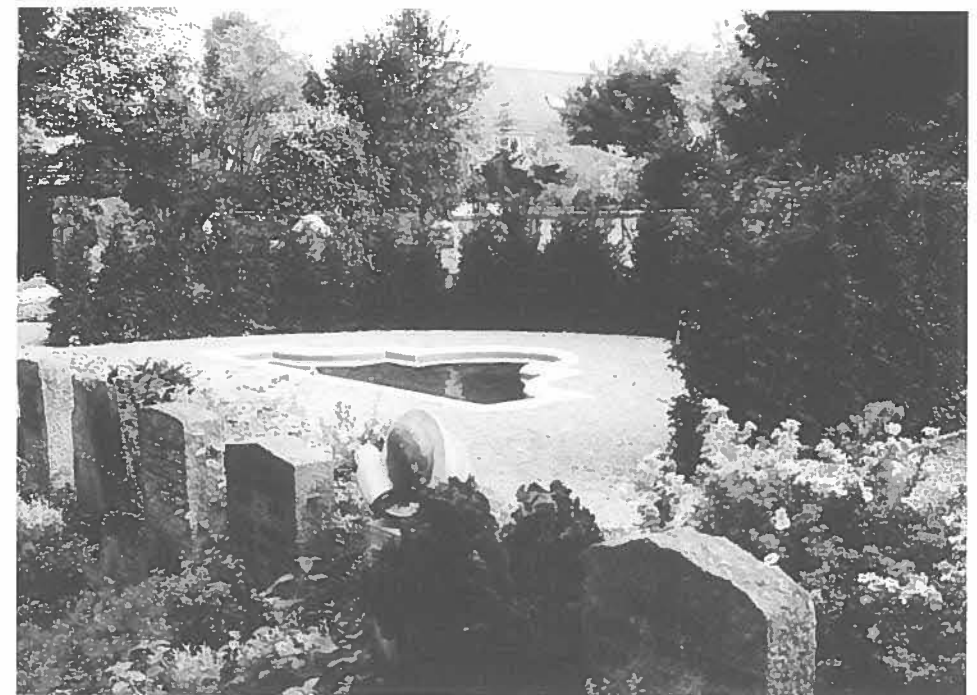
Die alte Friedhofeinfriedung mit den mannshohen Mauern wurde absichtlich stehen gelassen. Nur an wenigen Stellen wurde die alte Friedhofmauer durchbrochen, damit entstanden neue, sehr präzise Verbindungen in Form von Durch- und Eingängen zwischen dem alten und neuen Friedhofteil. Der neue Hauptweg führte nun vom Eingangstor bei der Unterstandshalle vorbei am Seerosenteich durch den neuen Friedhofteil zur Kirche.



1



2



3

1 und 2 Friedhoferweiterung
Situation 1928 (Fröbel) aus:
«Schweizer Garten» Nr. 10/1932
3 Neu gestalteter Gartenteil 1998:
Das fast 100-jährige barocke
Wasserbecken – der kleine Him-
melsspiegel – freigestellt im
Kiesplatz, bildet mit der halb-
kreisförmigen Eibenhecke den
räumlichen Abschluss zum
gegenüberliegenden Kirchturm.

Weitere Friedhoferweiterungen und Änderungen:

- 1956 wird der Friedhof auf der Nordseite erweitert.
- 1963 wird die Unterstandshalle abgebrochen und durch eine geschlossene Friedhofhalle ersetzt.
- 1980 wird das Gemeinschaftsgrab erstellt.
- 1998 wird ein neuer Parkplatz und ein neuer Gärtnerbereich geschaffen, die Friedhofhalle saniert und das alte Wasserbecken beim Gemeinschaftsgrab saniert und neu gestaltet.

Ein Friedhof ist keinen abrupten modischen Wechseln unterworfen; er stellt jedoch ein Abbild einer sich langsam wandelnden Gesellschaft dar. Ein Friedhof wird über die Jahre umgestaltet und erweitert. Neue Bestattungsformen, wie die Erdbestattung mit Urnen, die Urnennischen oder das Gemeinschaftsgrab wurden eingeführt. Der Gottesacker sagt viel über die Bevölkerung des jeweiligen Ortes aus, über ihre Riten, ihre Handwerkskunst, ihre Sozialstruktur und ihre materiellen Möglichkeiten und Grenzen.

Obwohl heute leider einige der alten Gartenelemente im Friedhof nicht mehr vorhanden sind, ist der evangelisch-reformierte Friedhof von Rapperswil ein feines, lebendiges Beispiel der schweizerischen Gartenarchitektur des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Friedhofanlage mit ihrem malerischen Baumbestand ist ein sinnlicher Ort, ein «Garten für die Lebenden und die Toten».

BEAT WYSS

Wie erleben Sie Friedhof?

Wie alles auf dieser Welt hat auch der Friedhof eine Funktion. Wie geht der Seelsorger damit um und was bedeutet ihm «Friedhof»?

PFARRER H. ASCHMANN | Der Friedhof ist für mich als Seelsorger zunächst Stätte der Toten, so, wie für alle anderen Menschen auch; ein Ort, an dem das Gedächtnis der Verstorbenen aufrechterhalten wird – so aufrecht, wie ein Grabstein aus der Erde ragt. Das gibt diesem Ort seine besondere Qualität. Zwar ist für mich als Seelsorger das zeitweilige Abschreiten der Gräber mit ihren mir oft recht gut vertrauten Namen, hinter denen sich vielfältige Lebensgeschichten und Schicksale verbergen, nicht selten eine gehörige Lektion in der Schule der Vergänglichkeit. Doch ist für einen Seelsorger gerade der Friedhof auch immer ein Ort der Begegnung: Hier hatte ich schon sehr gute, tiefe

mehr ein Quentchen Erde finden lasse, das nicht aus der Vergangenheit der sterblichen Überreste von Dorfbewohnern aus früheren Generationen hervorgegangen sei.

Theologisch betrachtet, gewinnt dieser Begriff aber für mich seinen Sinn im Zusammenhang mit dem «Auferstehungskapitel» des Apostels Paulus im ersten Korintherbrief, Kapitel 15, Verse 35 fortfolgende, wo er die grundlegende Diskontinuität zwischen dem irdischen, vergänglichem und dem himmlischen, unvergänglichen Auferstehungsleib mit der Diskontinuität von Säen und Ernten vergleicht, d. h. mit dem Korn, das, einmal in die Erde gesät, erstirbt, und mit der völlig neu und anders gestalteten Pflanze, die später daraus entsteht.

Für mich ist dieser Vergleich deshalb gelungen und auch theologisch sachgemäss, weil bei aller Diskontinuität die Entsprechung zwischen irdischer, vergänglicher und ewiger, unvergänglicher Wirklichkeit gewahrt bleibt.

Die meisten Lebenden haben ein gespaltenes Verhältnis zum Tod und damit zum Friedhof. Wie erleben Sie Friedhof?

Auch wenn ich als Pfarrer öfter als viele andere den Friedhof betrete – er ist ja für mich wie die Kirche eigentlicher Arbeitsort – hat er doch auch für mich bis heute noch nichts von dieser Ambivalenz verloren. Als Stätte der Toten behält er einerseits für mein Gefühl seine Fremdheit bleibend bei. Der Tod ist und bleibt der ärgste Feind allen Lebens. Andererseits erfahre ich diesen Ort immer wieder auch als einen Ort des äusseren und inneren Friedens. Die gute Ordnung, die da herrscht in Reih und Glied, der gepflegte Rasen, die gepflegten Wege, Gräber und Gebäude, die geschützte Anlage des Ganzen, beherrscht vom mächtigen Kirchturm, das alles strahlt Ruhe und friedvolle Würde aus. Und wenn vom Kirchturm die gewaltigen Glockenklänge nicht nur mit dem Stundenschlag, sondern auch mehrmals täglich zu den Läuzeiten ihre Schallwellen über das Gräberfeld ausbreiten, dann ist das für mich wie ein heiligendes Geschehen, ein Segen über alles.

Sind konfessionelle Friedhöfe Nostalgie oder haben sie eine theologische Bedeutung? Zeigen sich bedeutende Unterschiede zwischen evangelisch-reformierten, römisch-katholischen, muslimischen und staatlichen Friedhöfen?

Die beiden grossen Konfessionen in unserem Land haben sich heute – glücklicherweise – so weit angenähert, dass konfessionell getrennte Friedhöfe gewiss keine Notwendigkeit mehr sind. Wenn sie hier in Rapperswil gleichwohl solcherart getrennt beibehalten werden, geschieht das weder aus Nostalgie noch aus einem bestimmten theologischen Verständnis heraus, sondern ganz einfach als Fortführung einer gewachsenen und bewährten Tradition.

Bei allem Aufwand, den ein solcher konfessionseigener Friedhof mit sich bringt, ist unsere Kirchgemeinde verständlicherweise auch stolz auf «ihren» Friedhof. Warum etwas ändern, wenn es nicht unbedingt notwendig ist?

Abgesehen davon wäre für einen konfessionell neutralen Friedhof weder an diesem noch an anderen Orten in Rapperswil genügend Platz vorhanden.

Einen Unterschied in der äusseren Erscheinung der Friedhöfe stelle ich nicht so sehr zwischen den Konfessionen oder zwischen konfessionellen und konfessionell neutralen Friedhöfen fest, als vielmehr zwischen Friedhöfen in Berggebieten gegenüber solchen im Mittelland oder zwischen Friedhöfen auf der Alpennord- gegenüber solchen der Alpensüdseite. Ein deutlich anderes Erscheinungsbild aufgrund verschiedener theologischer Auffassungen findet sich dann natürlich bei Friedhöfen anderer Religionen, zum Beispiel des Judentums oder des Islam.

Das Bild der Friedhöfe ändert sich. Die Bestattungsform der Kremation nimmt einen höheren Stellenwert ein. Muss die Form des Friedhofs neu überdacht werden und hat das einen Einfluss auf die theologischen Erfordernisse?

Eine allgemeine und nachhaltige Veränderung hat das Bild der Friedhöfe landauf- und landab tatsächlich durch die neuen Möglichkeiten erfahren, die sich mit der Feuerbestattung ergeben haben: Auch bei uns setzt die Urnenanlage im Friedhof einen wichtigen Akzent, insbesondere, weil sie mit dem Gemeinschaftsgrab kombiniert ist. Da das Erdgrab jedoch nach wie vor auch bei der Feuerbestattung die allgemein übliche Form darstellt, wird der Friedhof von seiner Anlage her gewiss auch in Zukunft den Bedürfnissen entsprechen. Auch eine neue Form des Urnenerdgrabes unmittelbar am Fusse einer sogenannten Urnenwand, welche anstelle der Grabsteine auf gemisselten Steintafeln die Namen der Verstorbenen tragen, wird theologische Überzeugungen und Deutungen im Zusammenhang mit Sterben, Tod und Auferstehung kaum beeinflussen.

DAS INTERVIEW FÜHRTE URSUS A. WINIGER

Gedanken

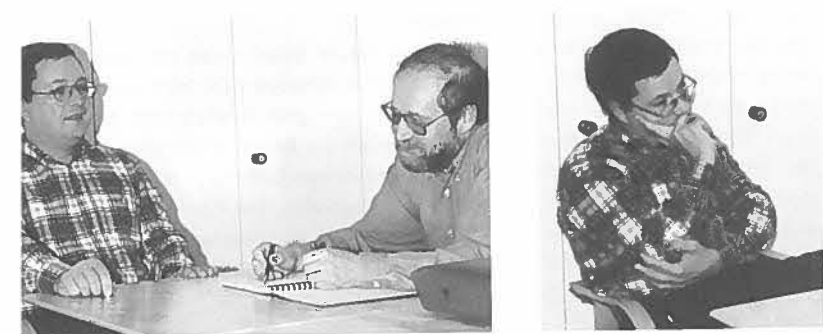
Tritt ein, der Friedhof ist ein Garten für die Lebenden und die Verstorbenen
es ist ein heiliger Garten
ein Ruheort für die Toten
eine Gedenkstätte für die Lebenden.

Die mächtige Zeder, der heilige Baum des Lebens wacht im Kirchhof
die unsterblichen Eiben schmücken den Garten
immergrüne Gewächse als Gleichnis für das Ewige
der Laubbaum zeichnet den Kreislauf, das Symbol der Wiedergeburt
die Schutzpflanzen beschützen
Hauswurz auf den Mauerkronen
Wildrosen und Weissdorn
die Weinraute, die Eberraute, das Totenblüemli und der Rosmarin.

Ein Trauerort
Trauersymbole überall
Grabsteine
Blumen
Kränze

Die Verstorbenen sollen ihren Grabfrieden finden, bewacht von Kirche, Turm und Mauern
im Schatten der alten Bäume.

BEAT WYSS



Gespräche mit einzelnen Gemeindemitgliedern. Und wenn ich auf einer der zum beschaulichen Verweilen einladenden Sitzgelegenheiten im Schatten der hohen Bäume die von Leben strotzende Fülle der Blumen und Sträucher, die Vielfalt der Vögel oder die Grabskulpturen von teilweise hohem künstlerischem Rang auf mich wirken lasse, dann erlebe ich nicht nur eine Art Gegengewicht zur ebenso augenfälligen Vergänglichkeit, sondern auch ein Gleichnis der lebendigen Verwandlung dieser Grablandschaft in die zukünftige Auferstehungswirklichkeit Jesu Christi hinein.

Was für eine Bedeutung, was für einen Sinn hat für Sie das alte Wort Gottesacker?

Zum Stichwort «Gottesacker» kommt mir zunächst der erste Abschnitt des «Grünen Heinrich» von Gottfried Keller in den Sinn, wo er in geradezu liebevoller Betrachtung eines Friedhofs und seines Alters darüber sinniert, dass sich wohl nirgends auf dem ganzen Friedhof



Pension Mürtschen in Eschenbach

PENSION MÜRTSCHEN IN ESCHENBACH

«Der «Ab-ins-Heim-Trend» ist vorbei. Aber ist denn das traute «Mini-Ghetto» in den eigenen vier Wänden – mit dem Dach auf dem Kopf – eine Alternative zur «Heimfabrik»? Mit der Individualisierung und Anonymisierung drängen sich gemeinschaftliche Wohn- und Lebensformen auf... ohne dass sich der einzelne Mensch völlig unterordnen muss». UELI MÄDER: ZUR LAGE

DER BETAGTEN IN BASELSTADT 1995

Eine erste Voraussetzung für eine gute Integration ist die Beziehung zum täglichen Leben in- und ausserhalb eines Betagtenheimes. Mit der Pension Mürtschen konnte dieses Anliegen in vielerlei Hinsicht verwirklicht werden. Das Dorf in Gehdistanz, die Kirche vor der Haustür, die Schulen im Park, der öffentliche Verkehr in Sehsicht. So können in selbstverständlicher Art die Schüler den Schulweg durch das Heim abkürzen oder die Kirchgänger im Restaurant den Aperitif nehmen. Das Gemeinschaftswohnhaus wird zu einem identitätsstiftenden Ort im Dorf oder zu einem kleinen Dorfteil, wo sich die Wohneinheiten um einen gemeinsamen Hof gruppieren. In Achtung vor Menschen, die weder ihre Selbstbestimmung aufgeben müssen noch von Betriebszwängen eingeengt werden, soll ein Gemeinschaftshaus für ältere Bewohner in Würde offenstehen.

MARKIERUNG 9

Pension Mürtschen*** – attraktiver Erlebnisraum fürs Alter

Die Gemeinde Eschenbach hat mit der Pension Mürtschen*** für die betagten Menschen einen attraktiven Lebensraum geschaffen, eine Oase mitten im Dorf, ein Ort der Begegnungen zwischen den Generationen.

«Wer in die Jahre kommt, wird nicht einfach alt, sondern ist schon länger jung. Jung steht für einen Zustand von Herz und Gemüt. Selbstbewusstsein, Willenskraft, Empfindsamkeit, geistige Regsamkeit und eine gehörige Portion Lust aufs Leben in seinen schönsten Ausprägungen in einem würdigen, angepassten Umfeld sind wichtige Elemente für eine erfüllende Gestaltung fortgeschrittenen Erdendaseins.»

So formulierte Gemeindeammann Alois Bühler seine Gedanken zum Thema Alter in der Festschrift zur Eröffnung der Pension Mürtschen*** am 28. September 1996.

Die drei Sterne, die sich die Pension Mürtschen*** selber verliehen hat, sind Symbol und Garant für die aktive Umsetzung dieser Visionen in der täglichen Altersarbeit. Die Sterne im einzelnen stehen für:

Menschlichkeit
Geborgenheit in Freiheit
Lebensfreude

Der Gedanke eines offenen Hauses, einem Ort der Begegnung, einem Haus, das auf dem täglichen Rundgang in- und ausserhalb des Hauses interessante Erlebnisräume, Aussichten und Einsichten bietet und eine ungezwungene Atmosphäre ausstrahlt, wurde von den Architekten A. Benz, M. Engeler, St. Gallen, beispielhaft umgesetzt. Die Pension Mürtschen***, direkt neben der dominanten Kirche gelegen, ist Drehpunkt zwischen der Dorfkultur und der offenen Bebauung. Die unmittelbare Nachbarschaft zur Schulanlage Kirchacker mit 450 Schülern fördert den Kontakt und die Auseinandersetzung mit der Jugend.

Der fächerförmige Südflügel, der Ostflügel mit den Zimmern zur Morgensonne und der Nordflügel mit den Infrastrukturräumen umschliessen einen überdeckten Lichthof, der als «Dorfplatz» im täglichen Leben eine wichtige Funktion spielt. Er ist das Zentrum einer öffentlichen Zone, um das sich die Nebenbetriebe wie Spitex, Mütterberatung, «Lismi-Club», Coiffeur, Gemeindebibliothek, aber auch die Heimküche und das Heimleiterbüro gruppieren. Der Weg zum Speisesaal führt für alle Bewohnerinnen und Bewohner über den «Dorfplatz», der attraktiv gestaltet und jahreszeitlich dekoriert zu einem Erlebnisraum mitten im Haus wird. Das öffentliche Restaurant Mürtschen rundet das attraktive Angebot in der Pension Mürtschen*** ab.

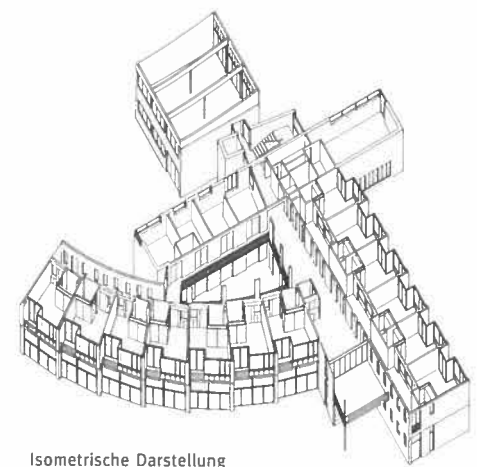
Alle Zimmer sind sowohl nach aussen, in die Landschaft, als auch nach innen, zum gemeinschaftlichen Lichthof, orientiert und sind der private Bereich jedes Gastes. Die Zimmer werden von den Bewohnern individuell möbliert. Die Pension Mürtschen*** kennt keine Pflegeabteilung, die Betagten werden in ihren Zimmern betreut und gepflegt.

Die Zimmer werden erschlossen über Gänge, die zusammen mit den Wohnküchen, Balkonen und Mehrzweckräumen eine halböffentliche Zone bilden, wo Bewohnerinnen und Bewohner Kontakte und Beziehungen pflegen.

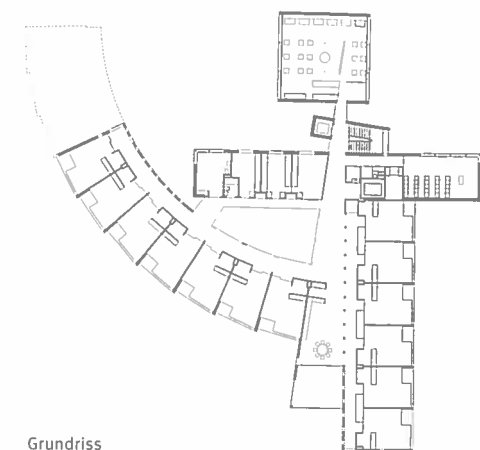
Mit Geborgenheit in Freiheit lässt sich die Stimmung in der Pension Mürtschen*** am besten umschreiben. Der offene Lichthof, die weiten Gänge ohne abschliessende Türen und die luftigen Balkone vermitteln ein Gefühl von Weite und Freiheit. Die Ausrichtung aller Räume auf den Lichthof, den «Dorfplatz», trägt wesentlich dazu bei, dass sich die Bewohner und Mitarbeiter als eine grosse Gemeinschaft fühlen.

Nach fast drei Jahren Betrieb dürfen wir feststellen, dass es nicht bei Visionen geblieben ist, sondern dass viele Ideen im Alltag umgesetzt werden, und dass sich das Haus so bewohnen lässt, wie die Architekten es geplant haben. Die Bewohnerinnen und Bewohner fühlen sich zu Hause und geniessen die vielen Annehmlichkeiten, die ihnen die Pension Mürtschen*** bietet.

PETER ZOLLINGER,
DIPL. HEIMLEITER, ESCHENBACH



Isometrische Darstellung



Grundriss

ARMIN BENZ *1952

Lehre als Hochbauzeichner
Studium HTL
Seit 1986 gemeinsames Büro
mit Martin Engeler
Mitglied BSA SIA

MARTIN ENGELER *1950

Lehre als Hochbauzeichner
Studium HTL
Seit 1986 gemeinsames Büro
mit Armin Benz
Mitglied BSA SIA

Betrachtung zum Alter

Wenn Du sehr alt werden willst,
musst Du beizeiten anfangen.

AUS SPANIEN

Vom Zustand des Mangels und der Schwäche...

Das finden Sie im Wörterbuch über den Begriff alt und Alter: bejahrt, betagt, bei Jahren, ältlich, steinalt, uralt, greisenhaft, altersschwach, vergreist, in hohem, gesegnetem, vorgerücktem Alter, ergraut, greis, grau, senil, bestanden, verknozt, verkalkt, verknöchert, wackelig, schon viele Jahre auf dem Buckel, alt wie Methusalem, bemoost, verblüht, verbraucht, zum alten Eisen gehörend, klapprig!

Was hat die Gesellschaft aus dem lateinischen «altus» = hoch, gross (geworden) für abschätzigere Wertvorstellungen gemacht? Fast unglaublich, dass vor rund 70 Jahren in Meyers Lexikon zu lesen ist: «In den 60er Jahren beginnt das Greisenalter, das durch Schwäche der Bewegungsorgane, Abnahme des Stoffumsatzes, Abstumpfung der Sinne und der geistigen Fähigkeiten gekennzeichnet wird».

Warum zitiere ich diese Aussage? Weil unser Bild vom Alter immer noch zu stark von diesen «negativen» Begriffen geprägt ist. Altern tun wir doch alle, kaum sind wir auf der Welt. Wenn wir uns dies 1999 im Jahr des älteren Menschen bewusst werden, beginnen wir, das Image vom Alter zu ändern, die Qualität des Alters zu erkennen.

... zu den Chancen und Möglichkeiten des 3. Lebensabschnittes!

Das Alter bringt dem Menschen Entwicklungs- und Kompensationsmöglichkeiten. Die Zeit der Reife ermöglicht eine neue Lebensqualität, wenn sich der Mensch auch im Alter der aktiven Lebensgestaltung annimmt und seine Autonomie nicht aufgibt. Eine neue Alterskultur ist nötig und in diesem Zusammenhang habe ich die Parole «Bildung statt Betreuung» gehört. Die immer grösser werdende Gruppe älterer Menschen kann mehr aus dem neuen Lebensabschnitt machen. Aktivität, Mut und Neugier werden entscheidend mithelfen, sinnerfüllt älter zu werden. Also: Vorwärts aus der reinen Konsumgruppe zur selbstbewussten Generation, die sich neue Kompetenzen aneignet und den Jahren Leben gibt, Selbstverantwortung übernimmt und sich nicht einfach in das Netz der Betreuung fallen lässt. So will jede und jeder alt werden und dies auch sein!

Beginnen wir den Acker dazu früh zu bestellen, ganz im Sinn des angloamerikanischen Sprichwortes: «This is the first day of the rest of your life» (Heute ist der erste Tag vom Rest Deines Lebens). Sind wir uns dessen bewusst? Also: Carpe diem, nutze den Tag! Es liegt an uns, an jedem einzelnen. Nur so wird der Wandel möglich, und das verstaubte Bild des Alters aus der Jahrhundertwende wird im neuen Jahrtausend keinen Platz mehr haben!

HANS WÜST, KANTONS RAT, SCHMERIKON



1



2



3

- 1 «Herbstmarkt»: In Verbindung mit dem Speisesaal kann der Lichthof für die vielfältigsten Veranstaltungen genutzt werden.
- 2 Die Zimmer werden erschlossen über Gänge, die mit den Wohnküchen, Balkonen und Mehrzweckräumen eine halböffentliche Zone bilden, wo die Bewohner Kontakte und Beziehungen pflegen.
- 3 Ein offenes Haus für Senioren, das zur Begegnung einlädt, interessante Erlebnisräume, Ausblicke und Einsichten bietet und eine ungezwungene Atmosphäre ausstrahlt.



Begegnung

mit alt Stadtförster

Anton Schlumpf

BEGEGNUNG MIT ALT STADTFÖRSTER ANTON SCHLUMPF

Die Weihnachtszeit schafft Stimmungen und Erinnerungen. Die Geheimnisse und Erlebnisse im Wald zählen zu den bedeutenden Erfahrungen für den Menschen. Anton Schlumpf hat als Waldarbeiter, Forstwart, Förster im Lehrrevier der ETH Zürich sowie als Mitarbeiter bei der forstlichen Forschung und im Forstwesen einen enormen Wissens- und Erfahrungsstand erreicht. 25 Jahre hat er als Stadtförster die Wälder der Ortsgemeinde gehegt und gepflegt. Eine offene und grosszügige Waldpolitik der Rapperswiler Ortsbürger ermöglichte ihm, viele Pläne und Ideen zu realisieren. Er hat erkannt, dass der Wald mit seiner Nutz- und Schutzfunktion ein wichtiges Kulturgut unserer engeren Heimat ist. Anton Schlumpf hat sich

MARKIERUNG 10

ganz entscheidend mit den Entwicklungen auseinandergesetzt, die durch verbesserte Arbeitsmethoden und intensive Werkzeugforschung die Wald- und Holzwirtschaft veränderten. Diese fanden ihren Niederschlag im «Forstmuseum» der Ortsgemeinde im alten Pulverturm in der Grunau. Der Wald als Erlebnisraum Grün, dicht, tief, dunkel, kahl und finster – bunt, rauschend, schattig, undurchdringlich, düster oder verschneit...?



Tief schattenwerfend
geheimnisvoll kohleglühend
durch feine Suppe gestärkt
verflüchtigen sich die Geister
im Wald.



DIE SÜDOSTSCHWEIZ

REGION

Dienstag, 15. Dezember 1998 SEITE 4

Markierung im Weihnachtswald mit alt Stadtförster Schlumpf

Einem Menschen, nämlich alt Stadtförster Anton Schlumpf, und seinem beruflichen Lebensraum, dem Wald, galt die zehnte Markierung des Architekturforums Obersee. Wieviel der Wald mit Architektur zu tun hat, erfuhren zahlreiche Besucher bei einem sonntäglichen Waldspaziergang.

um. Der «Spatz» duftete bereits vorführerisch aus der Gulaschkanne, als die ersten Gäste beim Werkhof Grunau ankamen. Dass noch ein Paket Reis und zwei Beutel Nudeln in Griffnähe bereitstanden, zeigte sich als weisse Voraussicht, denn das Interesse an dem eher etwa ungewöhnlichen Architektur-Buntding erwies sich als ziemlich riesig. Ein Zeichen für das öffentliche Wirken von Toni Schlumpf möchte das Architektur Forum Obersee setzen, erläuterte Präsident Bruno Weber bei der durch Jagdhornbläser umrahmten Begrüssung.

Waldspaziergang am Sonntag, besonders wenn die Kälte erträglich, die Wolken fast gelichtet und der Schnee schon beinahe wieder dahingeschmolzen, ein wahres Vergnügen. Und in die Vorweihnachtszeit wollte die Konzentration auf Umwelt und Mensch ohnehin passen. Dass wir uns bei diesem sonntäglichen Vergnügen jedoch mehr Gedanken um die genussreiche Seite der «Waldnutzung» machen und schlicht vergessen, dass der Erholungsraum auch harte Arbeit abverlangt, mussten sich die Waldspaziergänger bald nach dem Rückzug ins wohlig erwärmte Innere des Werkhofs eingesteh'n.

Wald im Wandel der Zeit

Paul Heeb, Präsident der Ortsgemeinde Rapperswil, hielt Rückblick auf die Bedrohung des Waldes in heutiger und in früherer Zeit. Während sich der Wald in vergangenen Jahrhunderten regelrecht Haubhaus ausgesetzt sah, weil sein Holz für Häuser, Schiffe, Möbel und nicht zuletzt zur Heizung genutzt wurde, brachte es ein eidgeisliches Waldgesetz, welches die Nutzung regelte und 1876 in Kraft trat. Fortan



Aus dem Wald geplaudert: Alt Stadtförster Toni Schlumpf förderte Wissenswertes und Unterhaltsames um schwere Waldarbeit zu Tage.

durfte nicht mehr Holz geschlagen werden, als wieder nachwachsen konnte.

Heute sei es umgekehrt, in vier Stunden wachse nach, was die Ortsgemeinde Rapperswil jährlich an Holz schlägt, konnte Paul Heeb den Zuhörern versichern. Die Wälder heute seien eher überaltert und weiches Holz geschlagen werde, richte sich allenfalls noch nach der Mode für Möbel, Parkett oder sonstige Inneneinrichtung, 400 Hektar Wald besitzt die Ortsgemeinde heute und der Streit, ob die Rapperswiler den Junern den Wald stahlen, sei immer noch nicht ganz vom Tisch.

Ein Arbeitsleben für den Wald

Ebenso verändert hat sich die Arbeit im Wald und darüber gab Toni Schlumpf mit Humor und beredten

Worten ein lebendiges Bild. Der 1920 in Wagen geborene Bauratgeber machte den Wald zu seinem Lebensbereich, als der Beruf des Forstwarts noch nicht offiziell erfunden war. Bereits 1938 trat er in die Dienste der Stadt Rapperswil, erweiterte stets sein Wissen durch Spezialkurse, etwa im Landwirtschafsvorband in Solothurn, wirkte als Instruktor bei den Aufräumungsarbeiten in Calanda, später im Lehrwald auf dem Uetliberg.

Toni Schlumpf würdigte die Mitarbeit seiner Frau Margrith, die telefonisch Rat und Trost spendete, wenn ein Fuchs überfahren, die Bäume zuviel Schatten warfen oder ein Fledermaus sich hinter die Vorhänge verirrt. Aus dem Forstmuseum hatte er eine ganze Reihe Exponate in den Werkhof geschafft, so dass er Gefahren und Freuden der Waldarbeit an handfesten Beispielen schildern konnte. So mildern

heute Stoffe aus Spezialfasern, welche die Kettensäge stoppen, die Gefahr von Unfällen.

Ein ganzes Arbeitsleben lang hat sich Toni Schlumpf dafür eingesetzt, dass die Arbeit im Wald zum anerkannten Beruf wird und dass die Gefahren dieser harten Arbeit weitgehend gemildert werden können. Gerne liess sich eine städtische Reihe der Besucher ins wesentlich fröstlichere Forstmuseum entführen, um mehr über die Vielfalt des Lebens- und Arbeitsraumes Wald zu erfahren, bevor die Gruppe Waldwanderer dann endgültig zu dem Teil des Anlasses überging, der nicht allein Nahrung für Geist und Seele bot.

Als seiner Aktion «Markierung» möchte das Architekturforum Obersee den Blick für den näheren Lebensraum schärfen, auf Rolle, Aufgabe und Wirkung von Architektur hinweisen. Jeweils am 16. eines Monats findet bis Februar 1999 ein Anlass in dieser Reihe statt.



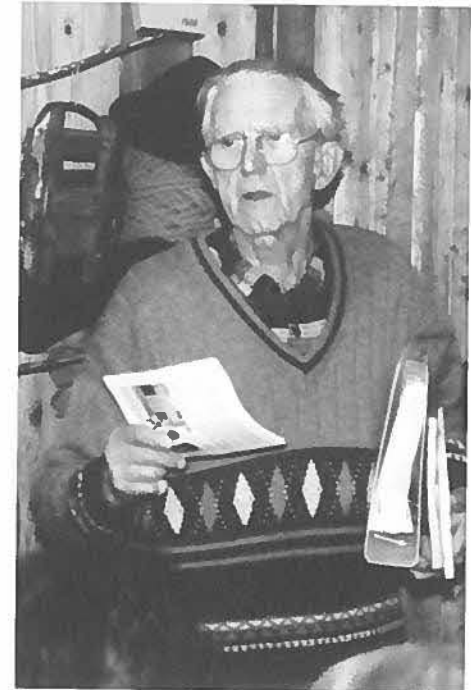
Anton Schlumpf vermittelt einen Einblick in die Vielfalt des Lebens- und Arbeitsraumes Wald. schildert mit Leib und Seele die grundlegenden Veränderungen der Arbeitswerkzeuge und der Arbeitsmethoden.

Die schönsten Erinnerungen

«Die Durchführung der vielen Waldbegehungen vom Kindergarten über den Kegelklub, vom Fachverein bis zum Ratsherr brachte Leben in unseren Wald, war in den Vorbereitungen aufwendig und rückblickend meistens dankbar. Kleinen Waldfreunden wurden Blumen und Schmetterlinge erklärt, Primarschülern die Bedeutung des Waldes, damit der Lehrer etwas lernte, und den Sekundarschülern Traktoren und lärmige Maschinen vorgeführt, dann passten sie wenigstens etwas auf. Lehrlingen, Försterschülern und Forststudenten erteilte man Waldbauunterricht, den sie schon oft gehört hatten und sich nicht anstrengen mussten. Den Ortsbürgern zeigten wir anlässlich ihrer legendären Waldgänge alte, schöne Bäume, welche schon ihre Vorfahren bestaunt hatten, was den Besitzerstolz immer wieder förderte. Behörden und Politiker bekamen eine Flasche Wein, damit sie ruhig waren.

Die schönsten Erinnerungen von Waldexkursionen habe ich an die Primarschüler der Unterstufe, mit welchen man Themen wie: «von der Quelle zum Bach», «vom Samen zum Baum» oder «der Wald als Erholungsraum» behandelte. Die vielen hoffnungsvollen Kinder Augen, welche auf den Wald und seine Lebensgemeinschaft gerichtet waren, bleiben unvergesslich.»

AUSZUG AUS: «DIE ANGST UM DEN JONER GEMEINDERAT», GESCHICHTEN AUS DEM GROSSEN WALD EINER KLEINEN STADT VON ANTON SCHLUMPF, SCHRIFTENREIHE DES HEIMATMUSEUMS RAPPERSWIL NR. 10





Mit allen Sinnen erleben

Anton Schlumpf hat vor allem auch die Kinder für den Lebensraum Wald begeistern und ihnen sein Wissen vermitteln können. Für die Kindergärtler des Kindergartens «Halden» (Hildegard Haltmeier, Schuljahr 95/96) ist es ein besonderes Erlebnis gewesen, mit Anton Schlumpf einen Tag im Forst zu verbringen. Sie durften den Wald kennenlernen als Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren, die in vielfältiger Wechselbeziehung zueinander stehen. Sie durften mit allen Sinnen erleben, lauschen, fühlen, den Geruch des Waldbodens wahrnehmen. Abschliessend setzte jedes Kind unter fachkundiger Leitung «sein» Tannenbäumchen in den Boden. So können die Kinder eine Liebe zur Natur entwickeln. Sie sind mit ihrem Tännchen an einem bestimmten Ort im Wald verankert und werden das Wachsen und Werden im Rhythmus der Jahreszeiten mitverfolgen. Anton Schlumpf hat den Kindern zu entscheidenden – und prägenden – Naturerlebnissen verholfen.





OBERSEE

Landschaft am

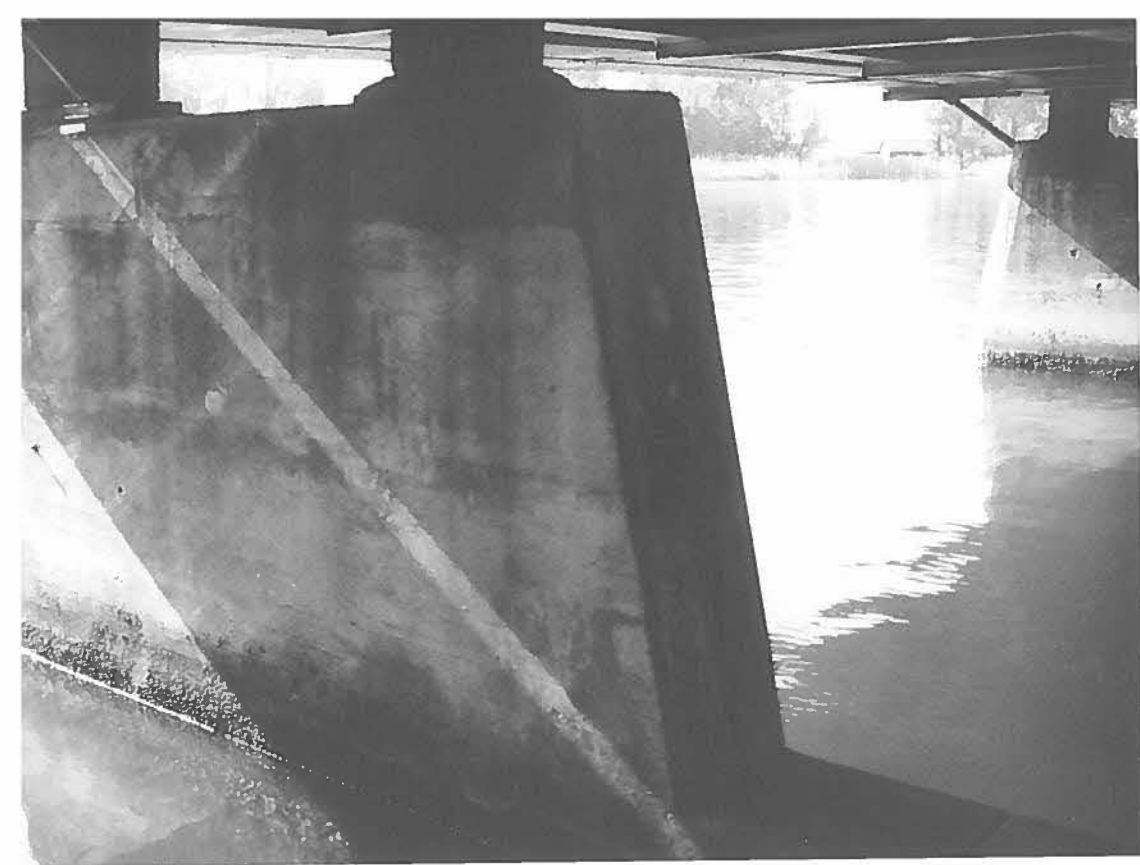
Obersee

Stille. Raum. Zeichen.

LANDSCHAFT AM OBERSEE: STILLE. RAUM. ZEICHEN.

Am 13. Januar 1999 wurde die Markierung Nr. 11 am Strandweg bei der Wirtschaft zum Hof in Oberbollingen plaziert. Die Landschaft am Obersee mit Wiesen, Hügeln, Wasser und Bergen prägt den Lebensraum. Aber auch die stillen Zeichen wirken auf den Menschen. Schon zehnmal während des Jahres 1998 hat das Architektur Forum Obersee mit seinen Markierungen auf vielfältigste Situationen, auf Entdeckungen, Sehenswertes und Interessantes in unserem Lebensraum zwischen Zürich- und Walensee hingewiesen. Mit dieser sehr speziellen Markierung haben wir dazu ermuntert, Zeichen zu setzen – Vorstellungen und Ideen über Wohnen und Arbeiten, Leben und Erleben ins Architektur Forum einfließen zu lassen. Das Resultat könnte vielfältiger nicht sein. Vielfältig wie die Landschaft am Obersee.

MARKIERUNG 11



Naturraum Linthebene-Obersee?

Ja, es gibt sie, die verschiedenen Landschaftselemente, den Obersee und seine Uferzonen, die Bachläufe, die Buchenwälder, Mischwälder und Auwaldreste, die Schilffelder und offenen Riedflächen, die Buchberge, das Gasterholz, den Kranz aus Hügeln und Bergen.

Doch diese Landschaft steht unter gewaltigem Druck. Die Landwirtschaft will wirtschaften. Die Forstwirtschaft hat ihre Verpflichtungen. Im bald 200-jährigen Linthkanal schiesst das Wasser aus den Glarner Bergen, dem Gebirgskranz nördlich und südlich des Walensees und aus dem Einzugsgebiet der Seez in den Zürichsee. In fast ganz zum Stillstand gekommenen Deltas münden Jona, Aabach und Wägitaler Aa. Die Ebene wird in Meliorationsprojekten entwässert. Industrie, Gewerbe und Handel haben spezifische Ansprüche an Landnutzung und Verkehrsanbindung. Der Transit-Verkehr will rasant durch die Ebene geschleust und am Ende wieder aufgenommen werden. Die Energie fliesst in den dicken Strängen der Hochspannungsleitungen von Erzeugern zu den Verbrauchern. Roller-Sportler bolzen über Asphaltstrassen. Helikopter-Pilotenschüler üben penetrant das Auf und Ab. Biker queren Feld und Wald. Hundemeuten jagen über die Dämme des Linthkanals. Open-air-Parties steigen und Waldfeste locken. In den Schiessständen wird geschossen. Siedlungen drängen hinauf in die Südhänge und hinaus in die Horizontale. Die Ansprüche des Menschen wachsen ständig.

Und wo ist sie geblieben, die Natur?

Von den ursprünglichen Landschaftselementen blieben nur Reste, an Feuchtgebieten die

Schänner Aue bei der Kapelle St. Sebastian, die Rieder von Bilten und Reichenburg, das Kaltbrunner Riet, der Entensee, die Bätzimatt, das Nuolener Ried, die Joner Allmeind..., dann hier ein Grabenstück, dort eine feuchte Senke, eine kurze Hecke, die Uferzone eines Kies-Teiches. Extensiv genutzte Riedflächen kamen noch in den 80er Jahren unter den Pflug. Und viele Tonnen Dünger, zur Produktionssteigerung auf schwere Böden gestreut, flossen als Nährlösung für wuchernden Algenwuchs in den Zürichsee. Autobahnen haben die besten Rastplätze der Schnepfenvögel durchschnitten. Auf der südlichen Ebene ist der Feldhase verschwunden.

Und doch gibt es Hoffnung!

Nicht alles, was der Mensch umgebaut und zerstört hat, ist definitiv. Einiges kann wieder rückgebaut, renaturiert werden.

Allmählich fallen durch die Kettensäge des Forstwartes die dominanten Baumreihen aus kanadischer Pappel und amerikanischer Robinie. Entlang von Meliorationsgräben wachsen wieder Niederhecken aus einheimischen Sträuchern, und bilden Vernetzungselemente zwischen isolierten Restbiotopen. Bäche werden aufgewertet durch Böschungspflege und zaghafte Mäandrierung. Neue Instrumente in der Landwirtschaft fördern die ökologisch tragfähigere Nutzung des knappen Gutes Boden. Im Zusammenhang mit der Sanierung des Linthkanals beginnt sich die Bevölkerung für die Restnatur in der Region Linthebene zu interessieren.

Noch ist viel zu tun, um die Verarmung zu stoppen und Landschaftsaufwertungen flächig durchzusetzen. Was Sie dabei tun können? Interessieren Sie sich und helfen Sie mit!

DR. PHIL. NAT. KLAUS ROBIN, UZNACH

Vielfalt!

Weshalb fühle ich mich eigentlich so wohl im Lebensraum Obersee-Linthgebiet?

Wir finden wirklich alles bei uns oder in unmittelbarer Nähe, von der ruhigen Idylle bis zum pulsierenden Leben, unberührte Natur und kurze Wege zum wirtschaftlichen Zentrum unseres Landes.

Diese Landschaften mit dem See, der Linthebene, sonnigen Hängen, den kleinen und auch felsigen Bergen wie Etzel, Mürtschen, Speer im Hintergrund! Auch die Linthebene hat trotz menschlicher Werke wie Kanalisierung der Linth und Melioration der Ebene ihren Reiz. Sie ist gleichzeitig für viele Bauern Arbeits- und Lebensraum, und wer hat je die Wanderer, Radfahrer, Inline-Skater und Schwimmenden gezählt, welche hier einige Stunden glückliche Freizeit geniessen.

Trotzdem sind auch ursprüngliche, naturnahe Gebiete erhalten. Einmalig schön der Obersee mit beachtlich viel unüberbauten Uferabschnitten. Klar sind die jeweiligen Räume nicht endlos. Das ist typisch für unser kleines, dichtbesiedeltes Land und auch für unsere Region.

Die Verkehrsträger stören an verschiedenen Orten das Bild von Ruhe und Natur. Sie sind der Preis dafür, dass wir Arbeitsplatz, Ausbildung, Erholung, Veranstaltungen von Kultur bis Sport usw. vor «unserer» Haustüre haben. Das Angebot an Infrastruktur und Einkaufsmöglichkeiten lässt wenig zu wünschen übrig.

Ich finde, die positiven Seiten unseres Lebensraumes überwiegen deutlich; hier ist es schön zu leben und die Lebensqualität geniessen zu dürfen. Ich denke nicht ans «Auswandern»!

JOSEF KÜHNE, BENKEN, NATIONALRAT

Bewusstmachen, was Lebensraum bedeutet

Die «Markierungen» des Architektur Forums Obersee wollten bewusst machen, was Lebensraum bedeutet und was zu seiner Qualität beitragen kann. Ich bin froh darüber, dass sich engagierte Architektinnen und Architekten mit diesen Fragen auseinandersetzen. Bauen ist zwar nicht das einzig prägende Element des Lebensraums. Lebensqualität hängt wesentlich von vielen anderen Faktoren ab. Trotzdem: Gutes Bauen prägt den sichtbaren Lebensraum ebenso positiv, wie ihn schlechtes Bauen auf Dauer beeinträchtigt. Doch was ist gut, was ist schlecht? Viele erhoffen sich die genaue Grenzziehung zwischen «gut» und «schlecht» von Bau- und Planungsbehörden und von Gesetzen und Verordnungen. Zu Unrecht. Gesetze und Verordnungen setzen nur den äusseren Rahmen und vermögen vielleicht das Schlimmste zu verhindern. Gute architektonische Qualität ist letztlich Sache der Architekten und Bauherren. Die Verantwortung hierfür kann ihnen kein Gesetzgeber und keine Behörde abnehmen. Die Diskussionen, welche die Markierungen bei Architekten und in der Öffentlichkeit ausgelöst haben, sind hoffentlich geeignet, gute Architektur zu fördern. Dann dürfen wir uns im Linthgebiet darüber freuen, dass vermehrt Projekte entstehen, die den «roten» Nagel verdienen.

DR. JOSEF KELLER,
GEMEINDAMMANN VON JONA

Villa Grünfels in Jona

Ein umfassendes Sinnbild für den Lebensraum Obersee stellt die Villa Grünfels mit den Remisen in Jona dar.

Das Haus steht ehrwürdig, stattlich erbaut auf dem Grünfels, umgeben von alten, flüsternden Laubbäumen, und davor liegt eine satte, grüne Wiese. Im Innern pulsiert das Leben. Oben gastiert die Jugendmusikschule, den unteren Stock besuchen die Gäste der «Tagstätte für Betagte» des gemeinnützigen Frauenvereins Rapperswil-Jona, und im Kellertheater erhält man Kultur pur.

Die eine Remise ist für das Familienforum und den Kinderhort; die andere für den ZAK, Jugend und Kultur. Ein vielfältiger Lebensraum von hoher Qualität für alle Generationen.

Ein Beispiel für miteinander – zueinander!

BRIGITTE BRUHIN, JONA



Ein starkes Rapperswil/Jona

Als politisch interessierte Historikerin aus Jona gäbe es zum Lebensraum Jona viel zu sagen. Aber ein Thema liegt besonders auf der Hand: Die momentan diskutierte Gemeindefusion von Rapperswil und Jona. Vorschläge für eine Gemeindefusion haben Geschichte und reichen bis in das frühe 19. Jahrhundert zurück. Jona – seit 1798 eine politisch selbständige Gemeinde – hat sich anfänglich schwer getan mit der Unabhängigkeit von der Stadt Rapperswil. Geldmangel und fehlende politische Institutionen erschwerten die Entwicklung zu einer starken und gesunden Gemeinde.

Schon 1803, nach dem Zusammenbruch der Helvetik, sprachen die Joner in Rapperswil vor, mit der Absicht, man möge die beiden Gemeinden doch wieder zusammenbringen. Auch im Laufe des 20. Jahrhunderts blieb eine mögliche Gemeindefusion ein Thema. Der Grund für das Scheitern solcher Vorschläge waren einerseits gegenseitige Vorbehalte. Andererseits spielte aber auch das mangelnde Interesse der stolzen Rosenstadt an der armen Bauerngemeinde eine entscheidende Rolle.

Heute präsentiert sich die Situation ganz anders. Jona ist eine finanzstarke Gemeinde geworden. Sie hat die Stadt Rapperswil bevölkerungsmässig längst überholt, und auch der Steuersatz ist tiefer. Ist jetzt also die Zeit gekommen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Natürlich könnte Jona auch weiterhin wunderbar alleine zurechtkommen, und eine Fusion bringt die Gefahr von höheren Steuern. Aber dies ist nur eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist die Stellung der beiden wichtigen Oberseegemeinden im Kanton St. Gallen. In

St. Gallen neigt man dazu, den Kantonsteil ennet dem Ricken oft zu vergessen, wenn nicht gar zu marginalisieren. Dies zeigt sich bei der Untervertretung des Linthgebietes in der kantonalen Verwaltung und bei Entscheidungen des Kantons, die für das Linthgebiet alles andere als massgeschneidert sind.

Ein starkes Rapperswil/Jona oder Jona/Rapperswil oder wie auch immer, würde ein starkes Gegengewicht zur Kantonshauptstadt darstellen und wäre als zweitgrösste Stadt des Kantons nicht mehr so leicht zu übersehen beziehungsweise -gehen.

Zudem brächte eine Fusion weitere Vorteile. Jona und Rapperswil sind praktisch zusammengewachsen. Gemeindegrenzen machen auf verschiedenen Gebieten keinen Sinn mehr und bewirken lediglich teure Doppelspurigkeiten.

Als Historikerin steht es mir natürlich nicht an, die Joner und Rapperswiler dazu aufzurufen, die alten Feindseligkeiten und damit einen Teil der Vergangenheit zu vergessen. Im Gegenteil: Die Beschäftigung mit der Geschichte der beiden Gemeinden zeigt zwar, dass Streitigkeiten und auch Ungerechtigkeiten vorgekommen sind, aber eben auch, dass man nicht mehr unbedingt so weiterfahren muss!

ANDREA FREI, HISTORIKERIN, JONA

Hohe Naturwerte achten

Die Landschaft am Oberen Zürichsee ist vielseitig und von besonderer Schönheit – sie verbindet Ebene, Hügelland und Gebirge. Reich strukturiert ist sie vielfach nicht nur im grösseren Zusammenhang, sondern auch kleinräumig. Dies gilt sowohl für die Kulturlandschaft wie – und vor allem – für naturnah gebliebene Bereiche.

Wenn sich im Gebiet zwischen Rapperswiler Seedamm und Speer gemäss kürzlich erschienenem Brutvogelatlas der Schweizerischen Vogelwarte rund 120 Vogelarten fortpflanzen, so weist dies auf eine bedeutende Lebensqualität für Tiere und Pflanzen hin. Wo viele Vögel brüten, da ist auch Platz für eine mannigfache Kleintierwelt. Diese wiederum kann sich aber nur dort entwickeln, wo ebenfalls eine Artenvielfalt an Pflanzen gedeiht.

Nun steht diese Landschaft allerdings unter Druck einer ständig wachsenden Bevölkerung mit ihren vielseitigen Ansprüchen an Siedlungs- und Erholungsraum. Es ist nicht zuletzt die hohe Lebensqualität unserer Region, die viele Menschen anzieht, um hier zu wohnen oder die Freizeit zu verbringen. Dies verpflichtet uns aber ganz besonders zur Bewahrung dieser Naturwerte, die ein wesentlicher Teil unserer Lebensgrundlage sind.

KURT ANDEREGG, RAPPERSWIL

Es ist gut, hier –

Ich liebe es, am See zu sitzen und die Gedanken ziehen zu lassen wie die Wellen, die vom Wind ans Ufer getrieben werden, in Strudeln zerfliessen und neu gebildet weiterströmen. Ich liebe es, hier zu sein, es ist schön hier, ich geniesse es, und ich bin dankbar dafür.

Orte am See wie diesen hier gibt es viele – überall, wo es Seen hat – aber hier bin ich zu Hause, hier an diesem See, in dieser Umgebung, hier gefällt es mir, und das ist gut.

Schön ist es, hier zu gehen und den Blick gleichzeitig über die Wasserfläche gleiten zu lassen, Hügel, Felder, Berge streifend, den Wind zu spüren auf der Haut, Sonne je nachdem, Herbstlaub unter den Füssen, Schneekristalle überall, ganz leise – das ist wirklich gut.

Wohlthuend weit sind die Flächen vor mir ausgebreitet: Grün und blau und grau und bunt, braun und weiss bis schwarz und mehr, eine Freude ist es, ein Genuss, das Wechselspiel der Natur mitzuerleben, die ewigen Gesetze: Werden und Vergehen, von Vergangenen sich trennen, Neues freudig begrüssen, so einfach erscheint der Ablauf hier, wir sind die Lernenden. Es ist gut, hier. –

Schilderungen allein vermögen den Zauber, den Reiz, die Schönheit einer Landschaft, den Frieden eines Ortes, die Freude beim Begehen eines Weges aber oft nicht wiederzugeben. Komm mit, ich zeige es dir.

CLAUDIA MURER-RUSTERHOLZ, JONA
(PERIODISCHE BEITRÄGE IN DER LINTH ZEITUNG)

Gemeinsamer kultureller Raum

Der Lebensraum Obersee ist zweifellos einer der attraktivsten der Schweiz. Eine herrliche Landschaft mit einem lieblichen See, mit Städten und Dörfern; die fruchtbare Linthebene umrahmt von eindrucklichen Bergketten. Das Gebiet am Obersee würde sich hervorragend für einen gemeinsamen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Raum eignen (Napoleon hatte mit seinem Kanton Linth anno dazumal kein schlechtes Gespür), doch Verbindendes gibt es heute – ausser den Strassen – leider immer weniger. Schwyz konkurrenziert St. Gallen und Glarus so heftig mit seinen niedrigen Steuern und den grossen Einkaufszentren, Rapperswil die Ortschaft Pfäffikon mit der forcierten Planung eines Casinos, um nur zwei Beispiele zu nennen. Die Kultur könnte hier einen hoffnungsvollen Kontrapunkt setzen. Der Lebensraum Obersee ist ja in mancher Hinsicht auch ein gemeinsamer kultureller Raum, in dem ein verstärkter Austausch möglich wäre. Nur braucht dies Engagements auf verschiedenen Ebenen; das Architekturforum Obersee ging mit gutem Beispiel voran.

Der Lebensraum Obersee steht unter Druck. Im Sog von Zürich wird er immer stärker besiedelt, auch auf St. Galler Seite durch eine Schnellstrasse mit der schweizerischen Wirtschaftsmetropole verbunden, als Erholungsraum immer stärker genutzt. Wollen wir den Lebensraum Obersee attraktiv erhalten, muss insbesondere die Politik die genannten Entwicklungen kritisch beobachten und nötigenfalls Massnahmen treffen. Doch dies wird letztlich nur mit gemeinsamem Handeln über die Kantonsgrenze hinweg zu einem befriedigenden Ziel führen.

MARKUS LINDER, JONA, SP-KANTONS RAT

Ein überschaubares Gebilde – einige Gedanken

Der hier gemeinte «Raum» umschreibt ein überschaubares Gebilde, das nicht von Gemeinde- oder von Kantonsgrenzen gezeichnet wird, sondern vom See und von Bergen. Er öffnet sich gegen Westen. Auch unsere Sprache weist uns der zürcherischen Nachbarschaft zu. Sie hebt sich deutlich ab von jener ennet Ricken und Kerenzer. Die Pendlerbeziehungen unterstreichen unsere Zuordnung zum selben «Wirtschafts-Raum».

«Lebensraum» ist mehr. Er beinhaltet zusehends Emotionen, nämlich Zusammengehörigkeitsgefühl und Heimat. Natürlich haben alle ihre Eigenheiten und «Muggen», die Seebezirkler genauso wie die Höfner, Märcbler und Gasterländer. Aber das hindert nicht, uns als eine Einheit zu fühlen. Zusammengehörigkeit setzt nicht Gleichmacherei und überall gleiche Ansichten voraus.

Wir gruppieren uns in einem Kessel um den selben See. Von allen Seiten her bieten er und seine Ufer einen anderen Anblick. Jeder kann seine Sicht als die schönste und einzig wahre bezeichnen. Wer will urteilen? Und von wo aus?

Fremde Sichtweise kann nur vom fremden Standort aus nachvollzogen werden, nicht vom eigenen.

Den Standort zu wechseln und (vermeintlich) Bekanntes aus fremder Sicht zu betrachten – dazu regte die Jahresaktion des Architektur Forums an. Man kann das bei Gebäuden und Plätzen tun, aber auch bei allem anderen: Sichtwechsel bringen stets neue An- und Einsichten. Sie sind zum gegenseitigen Verständnis unabdingbar. Und auf diesem basiert Zusammengehörigkeitsgefühl ebenso wie auf geographischen und sprachlichen Übereinstimmungen.

WALTER DOMEISEN
STADTAMMANN, RAPPERSWIL



Wirtschaft zum Hof in Oberbollingen.



Zeughausareal

ZEUGHAUSAREAL RAPPERSWIL:
EINE CHANCE FÜR DIE STADTENTWICKLUNG

Rapperswil. Eine Chance für die Stadtentwicklung

«Lebensräume haben Fenster, in denen «der Rest der Welt» erscheint. Sie haben heisse bis kalte, brisante, empfindliche bis harte Zonen. Es bilden sich Randbereiche, Ränder, Zentren, Verbindungen, Kanäle, Bunker, Flächen, Verdichtungen, Quellen, Schächte, Schnittstellen, schwarze Löcher, Lifte.

Es gibt Stellen, die ziehen ab wie ein Abfluss, man wird verwirbelt und weiss nicht, wo man rauskommt. Oder der Besuch trifft unsere Situation wie ein Schuss, der alles zum Abstürzen bringt. Ein Termin ist ein Berg. Ein Essen ein Bad. Hölderlin ist eine Leuchte. Der Mensch ist eher ein Affe, ein Tarzan, der sich in einem Dschungel, den er nie vollständig überblickt, bewegt, an Leitlinien, Leitplanken, Richtlinien und Markierungen entlanghangelt. Stränge laufen wie hotlines

durch die Stadt.» FRANZ XAVER BAIER: ZUR ÄSTHETIK DES LEBENS-
RAUMES. KUNSTFORUM BD. 143, 1999

MARKIERUNG 12

Das Zeughausareal – ein architektonischer Zeuge der eidgenössischen Militär- und Kulturgeschichte, ein Ensemble von städtebaulicher Bedeutung und ein Ort im Schnittpunkt zwischen Jona und Rapperswil.

Schonfrist für das Zeughausareal

Am 13. Februar 1999 hat das Architekturforum Obersee einen öffentlichen Rundgang durch das Zeughausareal in Rapperswil durchgeführt. Im Hinblick auf den Verkauf des gesamten Areals durch den Bund wollte das Forum mit dieser Veranstaltung auf die städtebauliche Bedeutung des Areals für die Stadt Rapperswil hinweisen und den Weg für eine zukunftsorientierte Entwicklung andeuten.

Das Forum postulierte an dieser Veranstaltung den Kauf des Areals durch die Stadt Rapperswil (eventuell auch zusammen mit der Gemeinde Jona) zur Sicherstellung dieser äusserst zentralen Landreserve für die zukünftige Entwicklung der beiden fusionierten Gemeinden (politischer Prozess ist im Gang). Im weiteren wurde angeregt, dass das Areal nicht in einer überstürzten Aktion umgezont und neu überbaut werden sollte, sondern die Entwicklung der neuen Gemeinde, welche aus heutiger Sicht noch nicht ablesbar ist, abzuwarten sei. Während dieser «Schonfrist» sollten die Anlagen für eine befristete Zeit (zum Beispiel zehn Jahre) an verschiedene Nutzer zu einem niedrigen, jedoch kostendeckenden Preis vermietet werden.

Geschichte des Eidgenössischen Zeughauses Rapperswil von 1862–1993

Gleichzeitig mit der Beschaffung von neuen Kanonen für die Eidgenössische Artillerie, beschloss die Bundesversammlung am 24. Juli 1861 den Bau von drei Artillerie-Depots; je eines in Thun, in der Zentral- und in der Ostschweiz.

Das Militärdepartement beauftragte die Eidgenössischen Artillerie-Offiziere, Oberstleutnant Wallo von Greierz und Major Kindlimann mit der Erkundung der Standorte. Letzterer war ein aus Wald im Zürcher-Oberland stammender Ingenieur, der den damaligen Gemeindevorstand Gaudi von Rapperswil, der ebenfalls Artillerie-Stabsoffizier war, bestens gekannt haben dürfte, denn bereits fünf Tage nach dem Beschluss der Bundesversammlung nahm der damalige Chef des Militärdepartementes, Bundesrat Stämpfli, einen Augenschein von den möglichen Bauplätzen in Rapperswil.

Am 3. August 1861 lag dann das Gutachten des Militärdepartementes vor, welches in Rapperswil drei mögliche Standorte für den Bau des Zeughauses aufzeigte. Neben dem in der Folge gewählten Standort wurden damals die zwei weiter südlich, in der «Grützen» gelegenen Parzellen bevorzugt, bei denen ein späterer Anschluss an die Eisenbahn möglich gewesen wäre. Auf diesen Parzellen bestand jedoch ein Rückkaufsrecht zugunsten der damaligen «Nordostschweizerischen Bahnen», welche seit Jahren mit dem Gemeinderat der Stadt Rapperswil um eine Kostenbeteiligung an der Beleuchtung des damaligen Bahnhofes im Streit lagen und nun eine Chance zu einem Gegengeschäft witterten. Aber der Gemeinderat blieb hart und entschied sich statt dessen für den heutigen Standort. Dieser Bauplatz war wie derjenige für das ebenfalls zu erstellende Pulver- und Munitionsmagazin «Grunau» in Jona im Besitz der Ortsgemeinde. Für diese beiden Grundstücke, 3600 m² in Rapperswil und 1800 m² in Jona, wurde ein Kaufpreis von 3000 Franken vereinbart.

Da die Eidgenossenschaft um unentgeltliche Überlassung der Bauplätze bat, heisst es im Antrag des Gemeinderates zuhanden der Bürgerversammlung, zu der am Sonntag, dem 18. August 1861 um 13 Uhr einberufen wurde: «Der Ortsverwaltungsrat hat auf verdankenswerter Weise Hand geboten, um gegenseitig im Interesse der politischen und der Ortsgemein-



«Stränge laufen wie hotlines durch die Stadt» (BAIER: ZUR ÄSTHETIK DES LEBENSRAUMES.)



de die Anlegung der Eidgenössischen Etablissements zu ermöglichen und zu erhalten (...) In finanzieller Hinsicht liegen daher für die unentgeltliche Bodenabtretung zu genanntem Zwecke keine Hindernisse vor, um so weniger, da diese 3000 Franken von den Vorteilen, welche dem Ort erwachsen, weit überboten werden (...)»

Die Einwohner stimmten dem Antrag zu, und am 3. September 1861 ratifizierte der Bundesrat den Vertrag unter Verdankung des freundlichen Entgegenkommens der Rapperswiler.

Mit der Planung und Oberbauleitung wurde Major Kindlimann beauftragt, der für monatliche 1320 Franken auch für die in Thun und Kriens zu bauenden Artilleriedepots verantwortlich zeichnete. Schon damals wurde ein akribisch genaues Pflichtenheft mit Einlagerungsvorgaben und Raumreserve für das Zeughaus und das Munitionsmagazin erstellt. Es bestand zudem die Auflage, dass sowohl in architektonischer als auch in betrieblicher Hinsicht das kurz vorher erstellte kantonale Zeughaus Zürich als Massstab gelten sollte.

Unverzüglich nahm der beauftragte Baumeister F. Straub die Arbeit auf, und bereits im Juni 1862 konnte der Abschluss der Arbeiten nach Bern gemeldet werden. Die Baukosten beliefen sich insgesamt auf 73 663.21 Franken, und lagen somit rund 700 Franken unter dem budgetierten Betrag.

Im Vergleich zu den heutigen Abläufen in der Bundesverwaltung darf der Zeitbedarf für die Realisierung als sensationell bezeichnet werden, war doch seit dem Beschluss der Bundesversammlung bis zur Betriebsaufnahme weniger als ein Jahr vergangen.

Im Jahre 1871, zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, diente das Zeughaus Rapperswil als Auffanglager für Angehörige der «Bourbaki-Armee», welche auf der Flucht vor deutschen Truppen im Jura die Schweizergrenze überschritten hatten und darauf interniert wurden.

Eine erste Erweiterung der Anlage erfolgte im Vorfeld des ersten Weltkrieges, weil die Modernisierung der Ausrüstung mehr Lagerraum notwendig machte. So wurde im Jahre 1905 die erste Ausbaustufe östlich der heutigen Schönbodenstrasse realisiert, was den Erwerb von zusätzlichem Bauland notwendig machte. Gleichzeitig musste für die Munition ein weiteres Depot im Jonerwald erstellt werden.

Infolge der laufenden Technisierung des Armeematerials, mussten im Jahre 1917 neue Werkstätten eingerichtet werden, welche in einer zweiten Etappe die Erstellung eines separaten Werkstattgebäudes erforderlich machten.

Mitte der 30er Jahre, als sich die politische Lage in Europa verschärfte, ermöglichten die

Wehranleihen eine grundlegende Erneuerung und Erweiterung der Ausrüstung unserer Armee. Der zusätzliche Lagerraumbedarf konnte durch den Bau des Aussenzeughauses in der Bildau sowie eines weiteren Munitionsmagazins in Jona gedeckt werden. Der Entscheid, Lagergebäude ausserhalb des bisherigen Areals zu erstellen, obwohl noch Landreserven an der neuen Jonastrasse vorhanden waren, dürfte dabei auf die sich abzeichnende Gefahr von Bombenangriffen zurückzuführen sein, der man mit einer vermehrten Dezentralisation der Einrichtungen begegnen wollte. Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges konnte 1939 noch ein Verwaltungsgebäude bezogen werden, denn der zunehmende Aufwand für die Bewirtschaftung des Armeematerials erforderte die Schaffung von neuen Büroräumlichkeiten.

Während des 2. Weltkrieges wurden als Folge der Reduit-Strategie in Rapperswil keine weiteren Bauten mehr erstellt: die Bautätigkeit konzentrierte sich auf den Alpenraum sowie auf die sogenannten Grenzzeughäuser.

Im Jahre 1947 wurde die Struktur bei der Kriegsmaterialverwaltung umfassend an die Friedensbedingungen angepasst und mehrere der sogenannten Reduit-Zeughäuser aufgehoben, oder wie im Falle der Zeughausverwaltungen von Einsiedeln und Siebnen, welche der Zeughausverwaltung Rapperswil angegliedert wurden, einer anderen Organisation unterstellt.

Die Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg brachten einen gewaltigen Technologieschub und einen immensen Zuwachs an Armeematerial. Dies machte in den Jahren 1947/1948 den Bau der Aussenzeughäuser in Uznach, Lachen und Pfäffikon SZ sowie der entsprechenden Munitionsmagazine notwendig.

Die Truppenordnung 1951 stellte zusätzliche Anforderungen an die Infrastruktur für den Unterhalt und die Lagerung des Armeematerials. Die Einrichtungen des Zeughauses Rapperswil wurden 1956 durch die Erstellung einer Spezialwerkstätte für Baumaschinen und Genie-Material erweitert, und zur Lagerung der Munition und Sprengmittel wurden mehrere Magazine in Raum Uznach und im angrenzenden Zürcher-Oberland erstellt.

Mit der Truppenordnung 1961 erfolgte nicht nur eine Neugliederung der Armee, sondern mit der zunehmenden Mechanisierung und Motorisierung der Armee sind neue Bedürfnisse im Bereich der Infrastruktur entstanden. Die Anlagen der Zeughausverwaltung Rapperswil wurden in der Folge 1963 durch zwei Unterflur-Grosstankanlagen im Raum Zürcher-Oberland und im Rickengebiet sowie zusätzliche Munitionsmagazine erweitert. 1968 konnte dann die



modern und grosszügig konzipierte Zeughausanlage in Eschenbach bezogen werden, welche die dringend notwendige Entlastung des Stammbetriebes in Rapperswil brachte.

Es zeichnete sich aber immer mehr ab, dass die Kapazitäten der alten Reparaturwerkstätten im Verhältnis zum Lagerraum sowie auch in betriebswirtschaftlicher Hinsicht ungenügend waren. Es brach nun eine Zeit mit intensiver Planung bei ständig wechselnden Bedürfnissen und Ideen an. In den 70er und 80er Jahren wurden Vorprojekte für eine Gesamtanierung in Rapperswil und Eschenbach erarbeitet, Land-erwerbsverhandlungen geführt, Grundwasserabklärungen gemacht, Gespräche mit Behörden und Landbesitzern geführt und immer wieder neue Pläne erstellt. In diesem Zeitabschnitt konnten einerseits eine nach den neuesten Sicherheitserkenntnissen gebaute unterirdische Munitionsanlage im Bezirk See bezogen, sowie das in den 50er Jahren erstellte Verwaltungsgebäude des Festungswachtkorps, dessen regionale Kommandostelle nach Mels verlegt worden war, durch das Zeughaus übernommen werden.

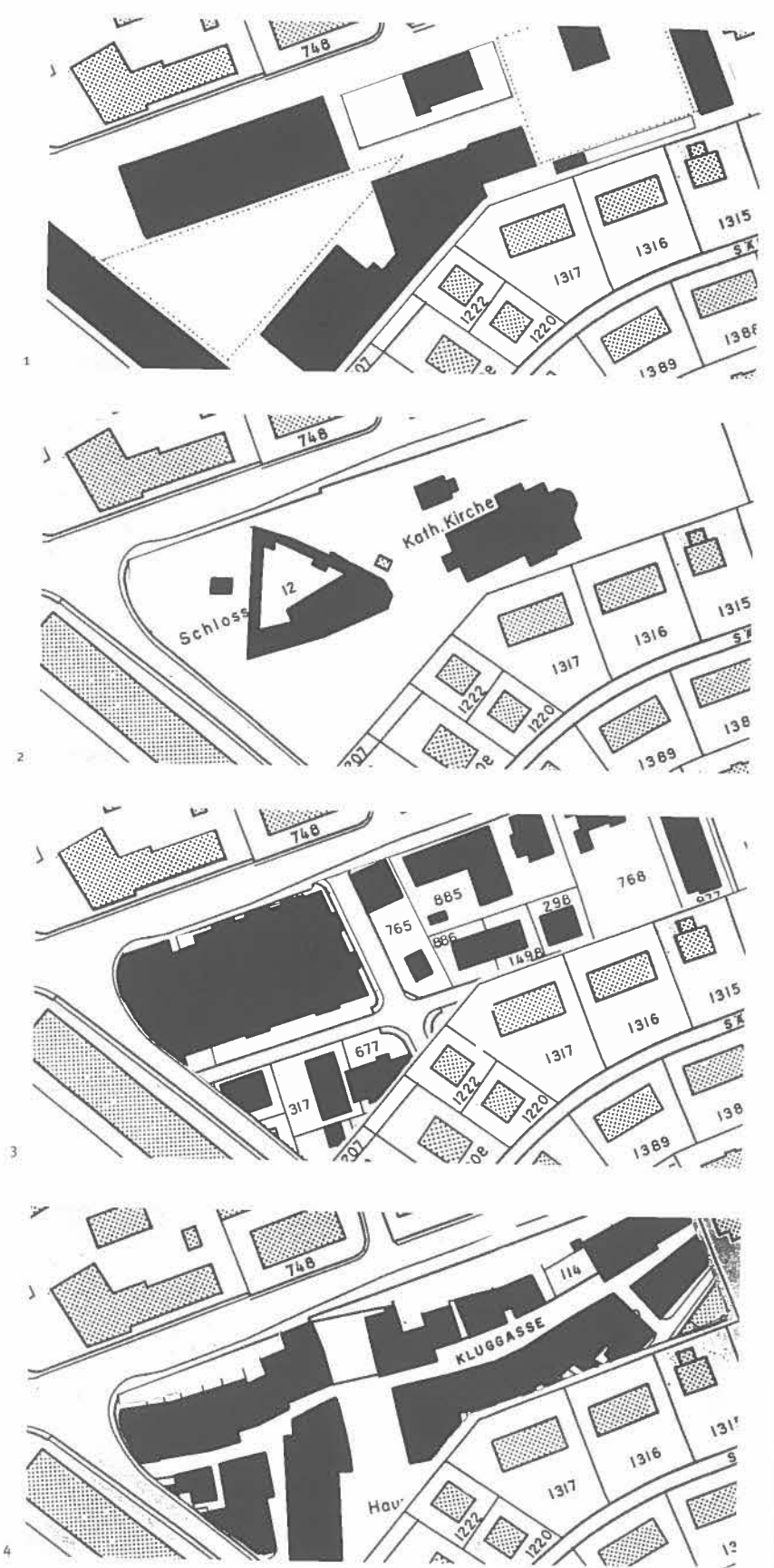
1989, nach dem Fall der «Mauer» und des «Eisernen Vorhanges», führte der Zusammenbruch des «Warschauerpaktes» zu einer gänzlich neuen militärischen Lage. Der Spardruck beim Militärdepartement führte zu einer schweizweiten Straffung der Unterhaltsorgani-

sation, und die Kriegsmaterialverwaltung beabsichtigte, die Anlagen und das Personal der aufzuhebenden Zeughausverwaltung Uster dem Betrieb Rapperswil zu unterstellen. Der Entscheid, diese Fusion nicht zu realisieren, wurde im Mai 1992 gefällt, und gleichzeitig wurde die Aufhebung, beziehungsweise die Aufteilung des Zeughauskreises Rapperswil auf die Betriebe Mels und Seewen-Schwyz bekanntgegeben. Im gleichen Jahr konnte noch, als letztes Vorhaben der Zeughausverwaltung Rapperswil, eine unterirdische Munitionsanlage im Bezirk Höfe in Betrieb genommen werden, wodurch die sicherheitstechnisch notwendige Aufhebung alter Magazine möglich wurde.

Am 30. Juni 1993 wurde die Zeughausverwaltung Rapperswil offiziell aufgehoben.

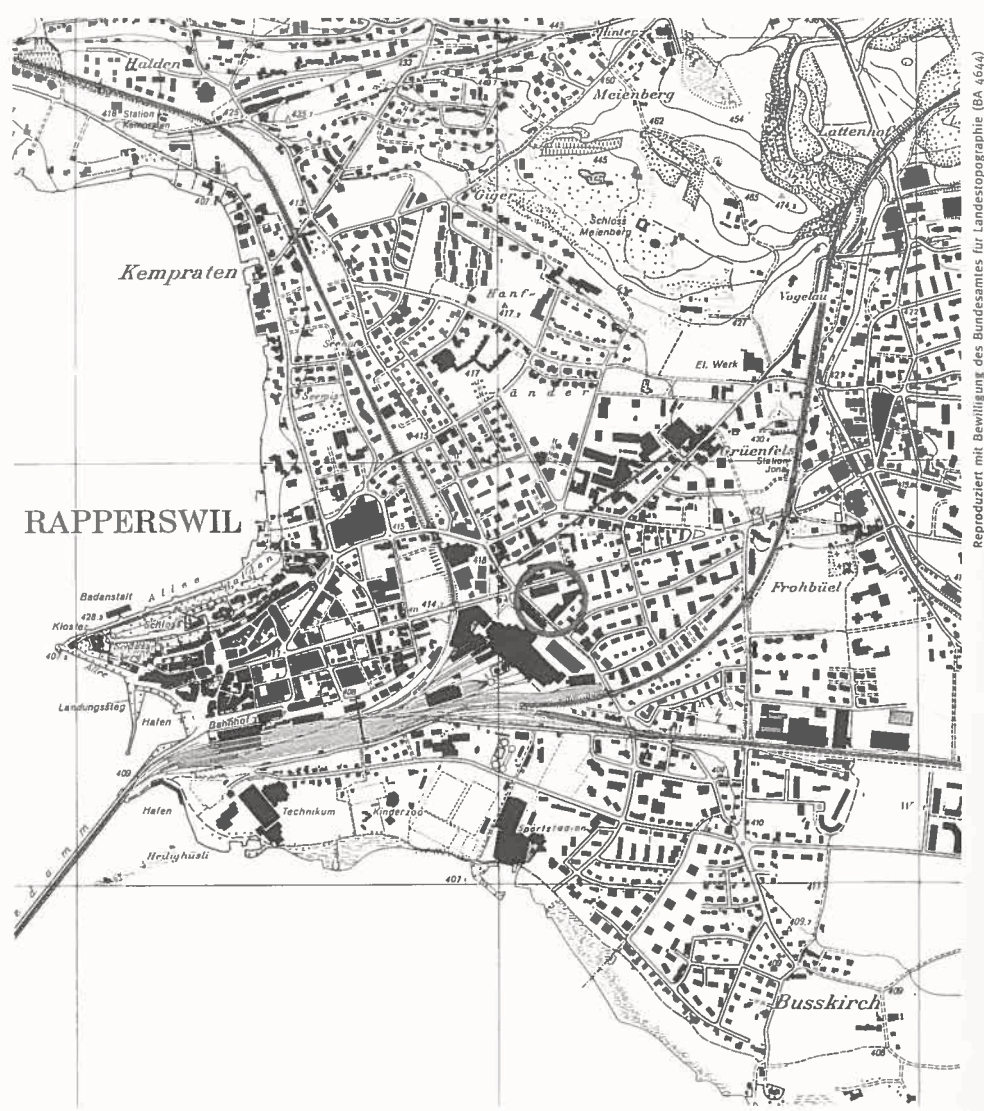
AUGUST MERKOFER, OBERST, *1945 IN RAPPERSWIL,
1973 BIS 1976 ADJUNKT (STELLVERTRETER) DES
ZEUGHAUSVERWALTERS IN RAPPERSWIL, 1979 BIS
1993 BETRIEBSLEITER (ZEUGHAUSVERWALTER)
IN RAPPERSWIL

Andere Ansichten:
Rätselhafte Objekte auf dem
Zeughausareal

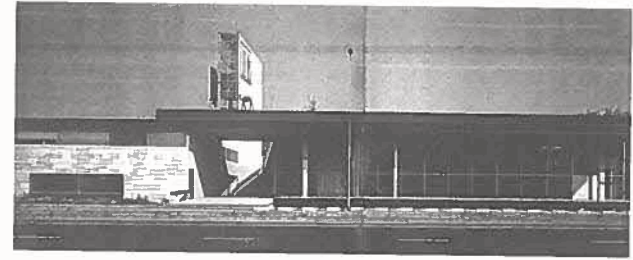


Die nebenstehenden Bildmontagen vermitteln ein Bild der Grösse und Ausdehnung des Zeughausareales anhand von Vergleichen mit anderen bekannten Stadtteilen.

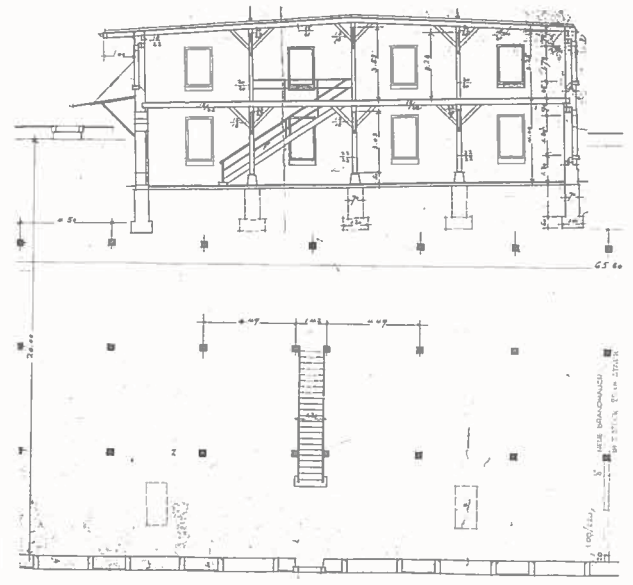
- 1 Zeughausareal jetzt
- 2 Schloss und Stadtkirche von Rapperswil
- 3 Kaufhaus Manor Keller-Ullmann & Co.
- 4 Altstadt mit Kluggasse, Hauptplatz und Hintergasse



Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie (BA 4644)



1



2

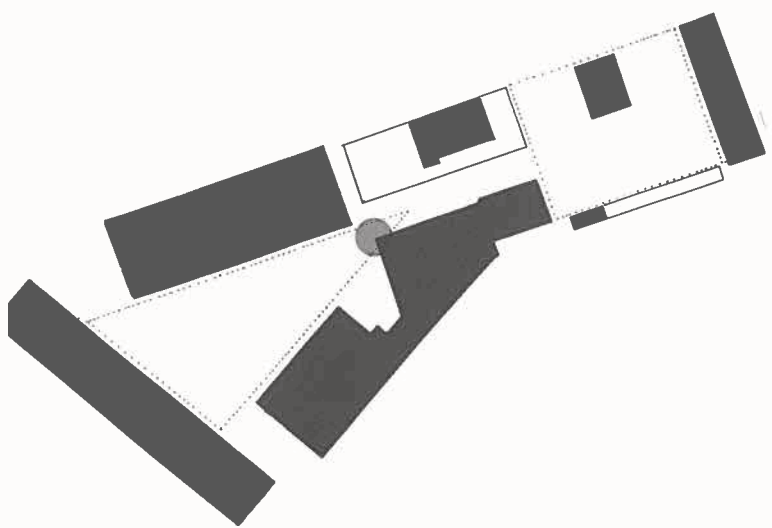
Das Zeughausareal liegt innerhalb der Agglomeration Jona-Rapperswil an hervorragender Lage. Die Nord-Süd-Achse (Kreuzstrasse-Schönbodenstrasse) und Ost-West-Achse (Neue Jonastrasse) kreuzen sich genau hier. Der rote Punkt markiert die geometrische Mitte der Distanz zwischen dem Rathaus Rapperswil und dem Gemeindehaus Jona.

Der Lageplan zeigt die Struktur des «Zeughaus-Quartiers». Die Bauten aus verschiedenen Epochen formulieren zwei interessante, grosszügige Platzanlagen, welche auch für die umliegenden Quartiere zu wichtigen, öffentlichen Stadträumen werden könnten.

Die Erneuerung des Zeughausareals kann auch in Etappen und collageartig erfolgen. Anders als die bestehenden Zeughäuser sollten sich die Neubauten nicht nur nach Innen orientieren, sondern auch dem Strassenraum zugewandt sein. Beispielhaft hierfür ist die Kunsthalle in Rotterdam (Bild 1): Die offene Fassade bildet ein Schaufenster zur stark befahrenen Verkehrsachse. Die interne Erschliessung verbindet die einzelnen Gebäudeteile untereinander und ist gleichzeitig öffentliche Verbindung von Strassenraum und rückseitiger Hofanlage.

Die bestehenden Bauten sind flexibel für viele Nutzungsarten; der Stützenraster erlaubt eine freie Grundrisseinteilung (Bild 2). Die Räume in den Erdgeschossen sind für den Warenumschlag durch die zahlreichen Tore ausgezeichnet erschlossen.

MARTIN EICHER



Städtebaulicher Joker – Besitzen und im richtigen Moment ausspielen.

Arealfäche total etwa 14000 m²
 Geschossflächen, ohne UG, etwa 9000 m²
 Ausnutzungsziffer, etwa 0.65

Lebensraum Obersee: Gedanken aus dem Architektur Forum



Mein Wunsch: Mehr Urbanität bei den vermögenden Bauherren am Obersee und mehr Wertschätzung für die wenigen Bauwerke der Moderne. **PIUS BIERI**



Lebensraum ist mehr als Wohnen, Arbeiten und Freizeit. Lebensräume sind für mich die Menschen, die ich treffe. Speziell wie ich sie treffe, bestimmt mein Empfinden zu ihnen.

Wenn wir nicht nur von Haltungen und Positionen sondern auch von Toleranz gezeichnet wären, wäre alles in dieser so schönen und heilen Welt am Obersee etwas leichter.

ROLAND ERISMANN



Lebensraum Obersee – der Schweizerischste aller Orte. **HEINZ EGGENBERGER**



Der Lebensraum um den Obersee ist wunderschön und wird deshalb von vielen Leuten begehrt. Die Bautätigkeit ist entsprechend intensiv, der Rhythmus wird auch in Zukunft hoch sein. Die Siedlungen wachsen, Strassennetze dehnen sich aus, die Landschaft wird dauernd umgestaltet. Mit meiner Mitarbeit im Architektur Forum möchte ich dazu beitragen, dass dieses Wachstum qualitätsbewusst erfolgt. Im stetigen Veränderungsprozess



stossen wir nämlich jeden Tag auf unzählige kleine und grosse Details, die wir behutsam lösen können, wenn das Bewusstsein geschärft und die Akzeptanz, als Ergebnis von Öffentlichkeitsarbeit, vorhanden sind **MARTIN EICHER**



I LEBENSRAUM : berlinverflüchtigt, ausjekoffert, schwarzumrötet lustentflammt, aufrapperswilt, platzgefischt, floravernabelt, zappaverklungen, szenerieversunken fensterschauend, an aufgebrochenen Ufern entzaubert gestrandet **OBERSEE I ARIANE FROMMELT**



Natur, Umwelt, Raumordnung, Bildung, Kultur, Sport, Bauen, Wohnen, Familie, Arbeit, Ökologie, Verkehr, Energie, Gesellschaft, Wirtschaft, Verwaltung, Medien beeinflussen unseren Lebensraum. Ich wünsche mir mehr Freiraum «Lebensraum». **STEFANO GHISLENI**



Der Obersee ist Teil des gesamten Zürichsees. Er bildet das Zentrum eines zusammenhängenden, von Zürich bis Schmerikon reichenden, hochwertigen urbanen Lebensraumes, der dem Wohnen, Arbeiten und der Freizeitbeschäftigung dient. Durch bauliche, grossmassstäbliche Akzentsetzungen rund um den See, die aufeinander reagieren, reift die «Stadt um den Zürichsee». **CHRISTOF GLAUS**



Es ist wie in der Architektur: Einzelheiten müssen miteinander verbunden werden, die Qualität der Verbindung bestimmt in hohem Mass das fertige Objekt. Für unseren Lebensraum ist das obere Seebecken diese qualitätsvolle Verbindung zu einem speziellen Ganzen. **HEINZ GMÜR**



Als einer, der am Obersee aufgewachsen ist, erlebe ich heute eine zunehmende Banalisierung meines Wohnumfeldes.

Dafür verantwortlich dürfte nicht zuletzt der Bauboom der letzten Jahre sein, währenddem vielerorts gedankenlos Bauparzellen aufgefüllt und Freiflächen zerstört wurden.

Bleibt zu hoffen, dass in Zukunft wieder vermehrt mit Sorgfalt und Engagement geplant und gebaut wird. Die entdeckten Markierungen 98/99 stimmen diesbezüglich zuversichtlich.

FELIX GÜNTENSPERGER



Der Lebensraum Obersee bietet neben einer vielseitigen und herrlichen Landschaft auch ein grosses Wirtschaftspotential. Als Architekten und Bauherren haben wir die



schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, trotz wirtschaftlichem Druck die Schönheit unseres Lebensraumes zu erhalten. **THOMAS HALTER**

Im Mittelpunkt der Raumplanung stehen wir Menschen mit unserer Umwelt. Unseren Lebensraum haben wir unverehrt an die kommenden Generationen weiterzugeben. **HANS JÖRG HORLACHER**



Der Mensch fühlt sich wohl, wenn die Architektur im richtigen Licht steht. Planen und bauen wir Objekte, die Freude bereiten. **MARCEL HOTZ**



Der Lebensraum Obersee hat gleichviele Qualitäten und Überraschungen wie jede andere Region auf der Welt. Wichtig ist einzig, sich mit seinem Lebensraum auseinanderzusetzen, dann wohnt man plötzlich am genialsten Ort der Welt. **FELIX INGLIN**



Was einen Lebensraum ausmacht, entzieht sich leicht der oberflächlichen Wahrnehmung. Auch unsere Region will erforscht werden, um zu verstehen, was sie einmalig macht. Ich wünsche mir viele Entdecker des verborgenen Schatzes. **MARTIN LARCHER**



Feingliedrige Strukturen, malerische Kulissen, mit kleinstädtischen Lebensgewohnheiten und zum Teil grossstädtischen Problemen, zumindest im Kleinod Rapperswil, bietet der Raum Obersee eine Vielfältigkeit, die ihresgleichen sucht.

Eine Umgebung, die verlockt! Und so manch einer sichert sich seinen Teil und markiert Präsenz.

Ich freue mich auf den Einzug von Aufgeschlossenheit und neuen Gedanken, die jeweils, so hoffe ich, mit Respekt die gewachsenen Strukturen beachten.

CHRISTOPH LEHMANN



«Jeder Eingriff bedingt eine Zerstörung: Zerstöre mit Verstand.» (Luigi Snozzi)

PAOLO LENDI



Das Wort **Lebensraum** hat mich mehr beschäftigt als die konkrete Fragestellung.

Raum weckt Erinnerungen. Als Nachkrieg-Berliner wohnte ich mit meiner Mutter in einem Zimmer, in einem **Raum**, vielleicht 20 m². Die Küche war im Bad und wurde mit weiteren drei Mietern geteilt.

Raum bedeutete damals für mich Platz, gemessen in m². Der war kostbar und kostete. Irgendwelche Nachbarn – erzählte man – konnten die Miete nicht mehr bezahlen. Sie mussten ausziehen, die Wohnung **räumen**.

Als ich später ein eigenes Zimmer hatte, sollte ich es **aufräumen**.

Auf dem Obersee, um die Brücke zum heutigen Raum zu schlagen, haben wir ein Segelboot. Bei **raumen** Wind (ca. 90 Grad zum Boot) segelt es sich am angenehmsten. Wir geniessen dann den Lebensraum.

Ich nutze den Lebensraum Obersee in allen seinen Bedeutungen. Ich bin gerne dort, fern von Rüti. Manchmal benutze ich ihn auch. Ob ich ihm etwas zurückgebe, weiss ich nicht, er möge mir verzeihen.

PETER LEPEL



Man muss sie suchen, die guten Objekte im von Natur aus schönen Lebensraum am Obersee. Umso erfreulicher, wenn man fündig wird. Die Markierungen als Gütesiegel und Ansporn für Investoren in unserem Lebensraum? Nicht beim vorherrschenden Zeitgeist: Konsum in allen Lebenslagen, Mobilität ohne Rücksicht auf Verluste und überhaupt, man gönnt sich ja sonst nichts. Trotzdem plädiere ich für mehr Markierungen. Setzen wir Zeichen, solange wir können. Jawohl!

ESTHER LEUZINGER



Die ausgezeichneten Orte machen Lust, immer wieder neu Qualitäten in unserem Lebensraum aufzuspüren. Darüber hinaus sind sie Massstäbe für unsere tägliche Arbeit.

Ob als Bauherr, Architekt oder Unternehmer haben wir die Chance, einen Beitrag zu einem besonders lebenswerten Umfeld zu leisten und tragen auch die Mitverantwortung für unseren zukünftigen Lebensraum.

ANDREAS E. MÜLLER



Nur die fortwährende Auseinandersetzung mit allem was Lebensraum ausmacht, mit dem also, was unsere Heimat Obersee markiert, verhindert, dass wir uns daran gewöhnen. Gewohnheit bedeutet zumindest Gefährdung.

PETER PARISI



«Unscheinbares wahrnehmen, Verborgenes erkunden, Bekanntes neu entdecken – so erkennen wir die Qualität unseres Lebensraums. Gönnen wir uns die Zeit dafür?!»

SIMON RAKESIEDER



Den Lebensraum Obersee zu beschreiben, stellt einen unvermittelt vor die Frage was denn gefragt sei. Etwa Räume schönster Jugenderinnerungen, für mich das Riedland, wo weiland Kolumban Götzen in den Tuggenersee warf (wie recht er doch hatte). Hier fanden für mich Naturerlebnisse pur statt. Es war noch nicht verboten, in den Nächten der Karwoche Frösche zu fangen und im Herbst Kanonenputzer zu schneiden. Aus dem Riedlandboden hatten wir für einen Franken zwanzig 100 Laufmeter Zuckerrüben gerissen, entblättert und geputzt.

Ist die Beschreibung des Lebensraumes Obersee insgesamt gefragt? Diesen Raum mit seinen vielen «Ethnien», dem «Kanton Mord und Totschlag», der mit Altendorf westlich begrenzt ist und von dem sich die vornehmeren Höfner lautlos aber hörbar distanzieren, den Raum der bescheidenen Einrosenstädter, die mit den wohlgemeinten ortszentrierten Chauvinisten der «City of Roses» wenig am Hut haben; ist das fröhliche weltoffene Seeräubervolk (das mir besonders angetan ist) gemeint, das trotz räumlicher Nähe sich deutlich vom Torfstecher regierten Landluftdorf in Stadtnähe abhebt oder ist eben dieser Dorfraum am Rickenpass gefragt, in dem die gemütvollen selbstbewussten Leute, aller fremden Einflüsse zum Trotz, ihre bedächtige Gemütlichkeit bewahren konnten? Oder ist die Beschreibung meiner engeren Wahlheimat gefragt? Für mich wäre das Rapperswil-Jona (oder wenn's Sie's lieber mögen umgekehrt) und wenn hier, dann welche Räume? Die Baren und Beizen, in denen ich mich früher wohl fühlte, die mich heute aber terrorisieren mit ungefragter Klopff-Musik, die die innere

Leere vieler Leute zwar zuzudecken vermag, mich aber schnell vertreibt?

Ist es die Altstadt Rapperswil von grösster ästhetischer Qualität, touristisch anonym angereichert, elitär, zum Teil blasiert und dünn bewohnt?

Oder ist es das Zentrum Jona, eine formale, noch unvollendete Katastrophe, aber bevölkert mit liebenswürdigen Menschen, die die Lust zu schönem Parlieren auf herzlichem Niveau noch nicht verloren haben?

Und wenn ich insgesamt die Ästhetik der Bebauungen im Lebensraum Obersee betrachte, würde ich mit Paulus an die Irokesen schreiben: ich schreibe Euch nicht mehr, lernt erst mal lesen!

HERBERT OBERHOLZER



Lebensraum Obersee... ...endlich erhält man, durch die Forum-Aktionen, die Möglichkeit, diesen wertvollen Lebensraum und dessen Vielfalt näher zu betrachten und kennenzulernen. Wir hoffen auf weitere Aktionen um den Obersee.

SERGIO PICCINI



Landschaft war früher massgebend für die Siedlungsgebiete. Die Geschichte bestimmte weitgehend die Geschicke ihrer Bewohner. Auch heute noch dringt die Geschichte immer wieder durch, auch wenn ihr leider nicht mehr viel Raum gewährt wird. Entgegen früherer Zeiten ist ein grosser Teil der Bevölkerung heute nicht mehr an eine bestimmte Heimat gebunden. Die Vergangenheit beschäftigt sie nicht so sehr wie die Zukunft. Die Entwicklung von Siedlungsgebieten, Öffentlicher- und Individual-Verkehr wächst in rasendem Tempo.

Arbeitsstress, Konsumüberfluss prägen das Leben. Der behutsame Umgang mit unserem Lebensraum wird dabei oftmals vernachlässigt. Qualitäten werden selten geschaffen oder gar verkannt. Wir brauchen in Zukunft wieder vermehrt das Engagement von Politikern, Planern, Architekten, Kulturschaffenden und Bewohnern, die sich für echte und bewusstere Qualität in unserem Lebensraum einsetzen!

BERNHARD ROOS



Visionen wachsen nur in einer Gesellschaft, die selbstkritisch, weltoffen und uneigennützig ihren Idealen nachstreben will. Diese Ideale lassen sich jedoch in kein parteipolitisches Schema pressen. Sie stehen weder links noch rechts. Man findet sie nur in deren Kultur und im Umgang mit ihrer Umwelt.

Ich wünsche mir für den Lebensraum Obersee solch eine Gesellschaft.

FRITZ SCHIESS



Lebensraum Obersee

See
Hügel
Land
Landschaft
Landwirtschaft
Kultur
Urbanität
Kleinstadt
Kleinbürgertum
Industrie
Fabrikation
Schulen
Tourismus
Insel
Kontext
Interaktion
Lokal
Offenheit
Zusammenschluss

ANDRÉ SCHMID



Die SchweizerInnen sprechen immer von ihrer Freiheit. Freiheit bedeutet auch Raum.

Wird städtischer Raum frei, zum Beispiel von individuell rollenden Untersätzen, sind sofort Planer zur Stelle. Die versuchen mit allen erdenklichen Mitteln, die Freiräume «Umsverrecken» zu unterteilen und zu verkleinern.

Ich fordere: Freiheit unseren Aussenräumen, Kleindenker ab in die Schluchten und Täler, da ist Raum für Euch!

PAUL SCHURTER



Für mich bietet der See unzählbare Möglichkeiten. Er ist ein Ort der Ruhe und Erholung, jedoch auch ein Ort der Begegnung und Regsamkeit. Gleichzeitig verpflichtet er uns zu einem bewussten Umgang mit diesem Lebensraum, der jedermann offenstehen sollte.

IRMA THOMA



Form und Farbe in der Natur sind in Harmonie aufeinander abgestimmt.

Disharmonie entsteht, wenn der Mensch tätig wird und dabei unvernünftig zerstört.

MARTIN WEIDMANN



Kulturnagel im Kopf

Die Markierung eines Punktes, der geschärft Blick für das Besondere in unserer Umgebung erlaubt neue Sichtweisen auf die Qualitäten der ganzen Region. Und diese Qualitäten sind wesentliche Beiträge zu unserer alltäglichen Lebensqualität. Je besser wir unsere Umgebung dadurch kennenlernen, desto differenzierter können wir sie nutzen und desto intensiver erleben wir sie.

DANIEL TRUNIGER



Lebensraum Obersee : Vision

keine Sicht auf den Obersee!! Der Ricken ist abzutragen, um das schöne Toggenburg mit Seeanstoss zu beglücken. Anschluss des «armen» Toggenburgs an die «reichen» Seegemeinden.

HANS RUEDI WICKLI



Lebensraum – Raum zum Leben

Einen Raum leben heisst: Ihn beleben – aktiv gestalten und prägen
Ihn erleben – mit all seinen Sinnen

Anhand zwölf ausgewählter Markierungen haben wir – das Architektur Forum – darauf aufmerksam machen wollen, wie der Lebensraum Obersee gelebt und erlebt wird.

PATRICIA WENK LÜÖND



Das vielfältige Heterogene, die chaotischen Gegensätze, die mühsamen Ränder, sie ermöglichen dem Ort, dem Garten, seine Unverwechselbarkeit. Gegensätze sollen sich nicht vermischen, sie dürfen deutlich lesbar sein. Der Garten ist ein Ort ganz bestimmter Töne. Ein Werk aus vielen widersprüchlichen Klängen, so zusammengefügt, dass sie zu einem Garten der Lustbarkeit und der Sinnesfreude werden. Der Garten ist nicht nur Zweckbestimmung und Sinn. Kein Baum, kein Busch ist absichtslos hingepflanzt. Jeder Weg führt so, dass er ohne Zwang gar keine andere Richtung nehmen kann.

Durchblicke und Einblicke geschickt behandelt – kontrastieren. Bald weit, bald nah, dunkel und hell, eng und weit. Geschnittene Hecken neben wilder Spontanvegetation.

Das ruhige Wasser widerspiegelt die Lebendigkeit seiner Umgebung. Am Becken-



rand zeichnet sich die scharfe Trennung zwischen Wasser und Land. Und natürlich – immer auf der Suche nach Arkadien.

BEAT WYSS

Meine Heimat

Der Lebensraum Obersee bietet mir

liebliche Landschaft
gesundes Wasser
spritziger Wein
kräftige Erde
fruchtbare Wiesen
schützende Wälder
fleissige Menschen
blühende, wachsende Wirtschaft

Der Lebensraum Obersee bietet mir zuwenig

Lebenslust
Lebensfreude
Gefühl
Wärme
Sinnlichkeit
Idealismus
schöpferische Kreativität
Geist

URSUS A. WINIGER



Das Wasser – der Obersee – ist die Grundlage aller Formen des Lebens – auch von uns Menschen.

Behandeln wir die Lebensräume wie die Natur es uns gezeigt und gelehrt hat, werden auch nachfolgende Generationen diesen Raum erleben können.

Bleiben wir was wir sind – Teile des Ganzen und nehmen nicht Anspruch auf die Herrschaft über das Ganze.

MARTIN ZÜGER



Die Auseinandersetzung und das Ineinanderfliessen von Ideen und Zukunftsgedanken durch kreative Kräfte könnte eine grosse Chance für den Lebensraum Obersee bedeuten.

BENNO WEBER (PRÄSIDENT)

Schluss-Markierung

Mit dem grossen roten Nagel hat das Architektur Forum am 13. März 1998 begonnen, den Lebensraum Obersee auf eine neue Art zu entdecken. Das Leben als Auseinandersetzung, als politische und kulturelle Partizipation. Raum als Wahrnehmung ohne Begrenzung ist nie fertig definiert. Raum bedeutet Aktivität und Erlebnis.

Durch die Auseinandersetzung mit dem Ort, der Sache, dem Täglichen, dem Banalen, dem Selbstverständlichen und Gewöhnlichen werden Fragen aufgeworfen, die nicht endgültig beantwortet werden, die im Raum stehen und beschäftigen sollen. Ist nicht auf allen Ebenen ein erheblicher Mangel an kultureller Aufmerksamkeit vorhanden?

Fehlt nicht bei vielen Menschen die nötige Sensibilität für die Baukultur (sprich Architektur)? Ist das nicht eine Konsequenz für die Entstehung grosser baulicher Banalitäten, die durch politische und private Entscheidungsgremien beeinflusst werden?

Könnten nicht positive, konstruktive und aktive Diskussionen über formale Bezüge, über das Charakteristische eines Ortes oder einer Situation von Bau und Objekt helfen, den Wert eines Gestaltungsprozesses in seiner ganzen Qualität zu erkennen und zu erfassen ?

Kreative, urbane und architektonische Qualität ergibt sich nicht von selbst. Sie muss gewollt werden.

Die vorliegende Buchgabe will als eine Art «neues Heimatbuch» Anliegen des Architektur Forums Obersee an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend visualisieren.

Mit grossem ehrenamtlichem Engagement haben Ariane Frommelt, Ursus A. Winiger, Peter Parisi, Felix Güntensperger, Stefano Ghisleni und Bernhard Roos sich für die Markierungen und die Realisation dieser Dokumentation eingesetzt.

Wenn wir das Interesse der Menschen für den Lebensraum Obersee geweckt haben – hat sich unser Einsatz gelohnt.

NOVEMBER 1999
BENNO WEBER, PRÄSIDENT

Impressum

Herausgeber

Architektur Forum Obersee
November 1999

Redaktion, Realisation

Ariane Frommelt, Rapperswil
Ursus A. Winiger, Jona
Stefano Ghisleni, Jona
Felix Güntensperger, Jona
Peter Parisi, Jona
Bernhard Roos, Rapperswil
Benno Weber, Rapperswil/Richterswil

Konzeption, grafische Gestaltung, Ausführung

Leuzinger & Benz AG
Werbeagentur ASW, Rapperswil
Nadia Knechtle

Lektorat

Daniela Colombo, Rapperswil

Fotos

Ariane Frommelt, Martin Eicher, Benno Weber,
Nik Meier, Jack Waser, Werner Walker,
Badertscher, Zeier Edelmann Architekten,
Stefano Ghisleni,
teilweise Fotografen unbekannt

Lithos

Litho Atelier Thalman, Wollerau

Druck

Gasser Graphische Unternehmung AG,
Rapperswil

Auflage

1200 Exemplare

© bei den Autoren und Architektur Forum
Obersee

ISBN 3-9521912-0-5

Dank

Donatoren

Kantonales Amt für Kulturpflege, St. Gallen
Gemeinde Benken
Gemeinde Jona
Stadt Rapperswil
Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde
Rapperswil/Jona
Bank Linth, Uznach
Leuzinger & Benz AG, Rapperswil
Litho Atelier Thalman, Wollerau
Dr. Bruno und Marlies Glaus, Uznach
Ambiente, Roland Erismann, Rapperswil
Gasser Grafische Unternehmung AG,
Rapperswil

Dank verdienen zudem

Arondo, Sonnen- und Wetterschutz,
Oberurnen
Gemeinde Eschenbach
Ortsgemeinde Rapperswil
Gemeinde Uznach
Ortsgemeinde Uznach
Primarschulgemeinde Jona
Schulgemeinde Schmerikon

Ein ganz besonderer Dank gilt den Autoren

LEBENSRAUM OBERSEE /
MARKIERUNGEN /.



MARKIERUNG 1

MARKIERUNG 2

MARKIERUNG 3



MARKIERUNG 4



MARKIERUNG 5



MARKIERUNG 6

